

Text im Kontext 9

Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer
Germanisten, 7.-8. Mai 2010, Umeå

Mareike Jendis, Anita Malmqvist und Ingela Valfridsson (Hrsg.)



Institutionen för språkstudier
Umeå universitet
Umeå 2011

Text im Kontext 9

Text im Kontext 9

Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer
Germanisten, 7.–8. Mai 2010, Umeå

Mareike Jendis, Anita Malmqvist, Ingela Valfridsson (Hrsg.)



Institutionen för språkstudier

901 87 Umeå

Umeå 2011

Umeå university
Department of Language Studies
SE-901 87 Umeå
<http://www.sprak.umu.se>

Umeå Studies in Language and Literature 14
Copyright©The authors
ISBN: 978-91-7459-247-4
Cover illustration and layout: Anita Malmqvist (photo) and Pär Andersson, Print &
Media (layout)
Printed by: Print & Media
Umeå, Sweden 2011

Inhalt

Vorwort

<i>Christiane Andersen</i>	9
Zur Nachfeldbesetzung in der gesprochenen Sprache. Eine Korpusuntersuchung	
<i>Frank Thomas Grub</i>	22
Mögliche und unmögliche Reisen: Frankreich aus DDR-Sicht	
<i>Thorsten Pöplow</i>	45
„Nur diese Hässlichkeit bewirkt, dass sie immerzu Geschichten erzählen muss.“ Scheitern als Auslöser groppenhaften Erzählens in Norbert Scheuers Überm Rauschen	
<i>Charlotta Seiler Brylla</i>	62
„40 Jahre DDR – Jahre entschlossenen Voranschreitens“. Eine linguistische Analyse zur Auslandspropaganda der DDR in Schweden	
<i>Mariann Skog-Södersved & Anita Malmqvist</i>	80
Genussvoller Qual- und Lustslalom Zur zusammenfassenden Bewertung in Buchrezensionen	
<i>Dessislava Stoeva-Holm</i>	95
Verbmetonymie – wie, was und weshalb? Eine sprachliche Erscheinung aus pragmatischer Sicht beleuchtet	

Vorwort

Die erste Arbeitstagung schwedischer Germanisten fand 1998 in Umeå statt. Seitdem wurde sie mehr oder weniger regelmäßig an verschiedenen Universitäten Schwedens, inzwischen unter dem Titel *Text im Kontext*, abgehalten. Und am 7. und 8. Mai 2010 war nun wieder Umeå an der Reihe, die Tagung auszurichten.

Die Arbeitstagungen führen Germanistinnen und Germanisten verschiedener Forschungsbereiche zu einem Austausch zusammen. Sprach- und Literaturwissenschaft ist genauso vertreten wie Fachdidaktik.

Die Vielzahl der Forschungsinteressen zeigte sich auch bei dieser 9. Tagung, bei der 12 Vorträge zu verschiedenen Bereichen germanistischer Forschung gehalten wurden.

Die Hälfte dieser Vorträge erscheint in diesem Band. Allen gemeinsam ist, dass gesprochene oder geschriebene Texte den Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Überlegungen bilden. Doch auch hier zeigt sich die große Spannweite der Themen, weshalb die einzelnen Beiträge auch nicht nach inhaltlichen Gesichtspunkten sortiert wurden, sondern in alphabetischer Reihenfolge erscheinen.

Die nächste, 10., Arbeitstagung wird 2012 in Stockholm stattfinden.

Die Herausgeberinnen

Zur Nachfeldbesetzung in der gesprochenen Sprache. Eine Korpusuntersuchung

0 Vorbemerkung

In der gesprochenen Sprache dient die Reihenfolge von Äußerungseinheiten ganz unterschiedlichen Zwecken. Zu den Äußerungseinheiten gehören neben den syntaktischen Wortformen auch phonosyntaktische Elemente wie Einzellaute und Silben; weiterhin sind intonatorische Einheiten wie verschiedene Pausenarten und nonverbale Elemente in der gesprochenen Sprache von großer Bedeutung.

Reihenfolgebeziehungen sind in der geschriebenen Sprache im Zusammenhang mit der Satzstruktur schon seit längerem gründlich beschrieben worden, weniger jedoch in der gesprochenen Sprache. In der folgenden Korpusuntersuchung gehen wir von dem Stellungsfeldermodell aus, wie es bei Zifonun et al. (1997, 1498 ff.) angesetzt wird. (Vergleiche auch weitere Darstellungen zur Satztopologie bereits bei Haftka (1981; 1993), die den Terminus *Topologie* wahrscheinlich eingeführt hat (Haftka 1981, 702) und die übersichtlichen Einführungen von Altmann und Hofmann (2008) und Dürscheid (2007).)

1 Nachfeld – der Bereich hinter der rechten Satzklammer

Das Nachfeld wird im Weiteren als der Teil einer Aussage betrachtet, der hinter der rechten Satzklammer erscheint, wie in dem folgenden Gesprächsabschnitt:

- (1) wem=mer die annern sieht die komm da an **mit so massenweis geld** un da muß dein monat mit so=n bißchen da auskommn # **ah nee des hja (SCHNAUFT LAUT)** na teilweise verdien ich mir=s ja auch selber!

An die rechte Satzklammer /an/ schließt sich ohne Pause das Nachfeld /mit so massenweis geld/ an; nach einer weiteren rechten Satzklammer /aus-

kommn/ erscheint nach einer Pause */#/* das Nachfeld */ah nee des hja/*. Streng genommen gehört auch der nonverbale Schnaufton zum Bereich des Nachfelds. Die Sequenz */na teilweise verdien ich mir=s ja auch selber!/
wird durch eine neues Vorfeld */na teilweise/* eingeleitet. Diese Vorfeldbesetzung ist typisch für Äußerungen in Gesprächen: Sie wird durch eine diskursfunktionale Einheit eingeleitet. Hier ist es eine Interjektion, die im Bereich eines anschließenden linken Außenfelds (vgl. Zifonun et al. 1997, 1577) platziert ist. Es ist in der gesprochenen Sprache allerdings nicht immer einfach zu beurteilen, wann ein Nachfeld aufhört und ein neuer Vorfeldbereich beginnt (vgl. dazu Andersen 2008). Stellungsfelder wurden bisher nach Abgrenzungskriterien am schriftsprachlichen Satzbereich konzipiert. Zum Satz gehören damit auch die Satzzeichen, die in der gesprochenen Sprache häufig durch Pausen oder andere nonverbale Zeichen ersetzt werden. Für die gesprochene Sprache gilt mehr noch als für die Schriftsprache, dass nur linke (finites Verb) oder rechte Satzklammerteile (Prädikatsrest) als Abgrenzung unproblematisch sind. Die Frage, wann Nachfelder abgeschlossen sind und Vorfeldbereiche einsetzen, kann ja in der gesprochenen Sprache nicht durch Satzzeichen, sondern muss in jedem Fall diskursfunktional entschieden werden. Die Sequenz */na teilweise/* im Beispiel (1) könnte daher auch als Nachfeldbereich in Frage kommen. Diskursfunktional spricht allerdings vieles eher dafür, dass der nonverbale „Schnaufton“ als Pause eine abgrenzende Funktion zur vorangegangenen Sequenz übernimmt und dass sich *teilweise* als Adverbial auf */verdien ich mir=s ja auch selber/* bezieht.*

Während das Vorfeld in den germanischen Sprachen für V2-Sätze konstitutiv ist, sind Nachfelder fakultative Positionen im Satz, d. h. sie werden gewöhnlich als strukturell nicht notwendig angesehen. „Das Nachfeld ist der Satzabschnitt hinter dem (virtuellen) rechten Satzklammerteil.“ (Zifonun et al. 1997, 1649) Damit sind bei Zifonun et al. hauptsächlich syntaktisch integrierte Einheiten gemeint. Dazu gehören auch die satzförmigen Komponenten wie Komplement-, Supplement- und einige Relativsätze (vgl. Zifonun et al. 1997, 1651–1654); solche satzförmigen Komponenten werden allerdings in der folgenden Untersuchung nicht berücksichtigt. Hingegen sind aber Interjektionen und ähnliche interaktive Einheiten (vgl. Zifonun et al. 1997, 62–67) einbezogen worden, obwohl satzintegrierende Eigenschaften bei ihnen seltener auftreten. Die Frage bleibt auch vorerst offen, ob man in der gesprochenen Sprache eher von Äußerungsabschnitten ausgehen und die Satzgrenze als Segmentierungseinheit

verwerfen sollte. Da wir uns aber an der Position des finiten Verbs und den Satzklammern orientieren, wird im Weiteren der Begriff „grammatischer Satz bzw. Satzeinheit“ verwendet.

2 Unter welchen Bedingungen erscheinen Konstituenten im Bereich nach der rechten Satzklammer?

„Das Nachfeld ist viel öfter besetzt, als in den Grammatiken behauptet wird, und zwar nicht nur in der gesprochenen Sprache, und es wird gar nicht so selten durch rechtsverschobene Konstituenten besetzt, von denen übereilig gemeint wird, solche Konstituenten gehören ‚eigentlich‘ ins Mittelfeld.“ (Dalmas 2009, 371) Solche Schlussfolgerungen ergeben sich, wenn man vom Sprachgebrauch ausgeht und nicht, wie häufig üblich, von Wortfolgeregeln, die von einem standardsprachlichen Konstrukt ausgehen, was besonders bei Fremdsprachengrammatiken aus didaktischen Erwägungen verständlicherweise der Fall ist.

Es soll daher an einem Korpus der gesprochenen Sprache überprüft werden, welche Konstituenten in Nachfeldern auftreten, und unter welchen Bedingungen sie durch die Sprecher konstituiert werden, und zwar auf den Ebenen der syntaktischen Form und Funktion und der diskursiven Informationsstruktur.

In den Äußerungssequenzen (2) und (3) sind die Nachfelder durch die Interjektion /ja/ und das Adverb /abends/ besetzt, eingeschlossen durch Pausen /*/ bzw. durch die Präpositionsphrasen /über atomkraftwerke über * sport/; eine weitere Konstituente im Nachfeld ist der mit dem Konjunktiv *oder* angeschlossene w-Satz.

- (2) also manschmol do wollt=er misch halt net weggeh lassen **ja * abends ***
- (3) da steht was drin was euch intressiert über atomkraftwerke über * sport oder was weiß ich für noch alles *

Was geschieht nun, wenn die Nachfeldbesetzungen ins Mittelfeld transponiert werden? In (2a, 3a und 3b) sind die Nachfelder eliminiert und ins Mittelfeld versetzt worden:

- (2a) Also manchmal, da wollt ihr mich **ja abends** halt nicht **weggehen** lassen.
- (3a) (?) Da steht was drin, was euch über Atomkraftwerke, über Sport oder was weiß ich für noch alles interessiert.
- (3b) (?) Da steht was über Atomkraftwerke, über Sport, oder was weiß ich für noch alles, drin, was euch interessiert.

In (2a) scheint sich dadurch die Informationsstruktur verändert zu haben. Betont wird nun */weggehen/*, d. h. die rechte Satzklammer wird fokussiert. Die Verschiebung der Konstituente im Nachfeld von (3) ins Mittelfeld von (3a) führt zu einem ungrammatischen Satz und in (3b) wird die Satzklammer */steht ... drin/* stark überdehnt. Hier zeigt sich recht deutlich, dass nicht alles, was ins Nachfeld platziert ist, ohne Weiteres ins Mittelfeld geschoben werden kann. Viele lexikalische Einheiten und syntaktische Formen können sowohl im Mittelfeld als auch im Nachfeld stehen, ohne dass der Satz ungrammatisch wird, es gibt aber auch eine Reihe von syntaktischen Formen, die offensichtlich nur im Nachfeld positioniert werden können, ohne dass eine plausible Erklärung sofort auf der Hand liegt. In jedem Falle verändert sich jedoch immer die diskursive Funktion. Wir sind daher davon ausgegangen, dass der Bereich hinter der rechten Verbklammer strukturell und funktional sehr vielseitig sein kann. Er wird für viele verschiedene kommunikative Zwecke genutzt. Wir haben uns daher gefragt, unter welchen Bedingungen Nachfelder strukturell und/oder diskursfunktional notwendig sind. Es sind drei Ebenen in Betracht gezogen worden: (i) Ebene der morphosyntaktischen Form, (ii) Ebene der syntaktischen Funktion, (iii) Ebene der diskursiven Funktion (Informationsstruktur).

3 Herangehensweise

Für die Untersuchung sind die *Elizitierten Konfliktgespräche zwischen Müttern und jugendlichen Töchtern* durchgesehen worden. Das Korpus besteht aus 138 Tonaufnahmen und Transkripten (ca. 150 000 Tokens); die Erhebungen wurden zwischen 1988 und 1990 durchgeführt.¹

3.1 Graduelle Aussonderung der Nachfelder nach Wortklassen, Phrasen und nach syntaktischer Funktion

Im ersten Schritt wurden die Nachfeldbefunde nach ihrer syntaktischen Funktion ausgesondert: Subjekt, Prädikat, Prädikativ, Adverbial, Attribut. Im zweiten Schritt sind die Wortklassen und Phrasen in den Nachfeldern festgelegt worden. Dabei zeigte sich, dass nicht alle Wortformen und

¹ Elektronisch frei zugänglich am Institut für Deutsche Sprache Mannheim: Archiv für Gesprochenes Deutsch: <http://www.ids-mannheim.de/ksgd/agd/>. Die Kennzeichnung der Beispiele nach Transkriptquellen ist aus Platzgründen eingespart worden. Alle verwendeten Beispiele sind durchweg Korpusbelege.

Phrasen mit einer syntaktischen Funktion, d. h. mit einer Satzgliedfunktion, versehen werden konnten.

- (4) daß daß du des so o:ziehsch daß du do eiskalt fortgehsch **ge** * des schnall isch net
ab do isch bin ja net altmodisch **oder was**
- (5) wolltsch ja als klarinett wolltsch ja a:ch als lerne **mh ja**

In den Gesprächssequenzen (4, 5) erscheinen in den Nachfeldern Partikeln (*ge, mh, ja*) und ein Zusatz (*oder was*). Sie sind hier wie auch Interjektionen interaktive Einheiten und werden daher nicht als Bestandteile des grammatischen Satzes, d. h. nicht als syntaktisch integrierte Teile angesehen. Der Zusatz */oder was/* bezieht sich auf */isch bin ja net altmodisch/* und hat adverbiale Funktion, er bildet aber eine eigene Intonationseinheit und wird damit vom Satz separiert. (vgl. Zifonun et al. 1997, 1647)

3.2 Analyseschritte

Die Korpusbefunde haben weiterhin gezeigt, dass alle Wortklassen (ausgeklammerte Verbformen sind jedoch nicht gefunden worden) und Phrasentypen in den untersuchten Beispielen nachgewiesen werden konnten, d. h. allein aufgrund der morphosyntaktischen Form sind keine Stellungsregularitäten nachzuweisen gewesen. Anders verhält es sich mit syntaktischen und diskursiven Funktionen. Einige syntaktische Funktionen, wie z. B. Adverbiale, sind häufiger in Nachfeldpositionen anzutreffen. Ins Auge fiel auch, dass verschiedenartige diskursive Funktionen dabei eine wichtige Rolle spielen und dass diese in der gesprochenen Sprache auf andere Weise als in der geschriebenen die syntaktischen Strukturen im Nachfeld beeinflussen können. Die Nachfeldbefunde sind in einem weiteren Schritt stufenweise eingeordnet worden.

- Stufe 1: ausschließlich ausgeklammerte Konstituenten – nicht Teile des grammatischen Satzes
- Stufe 2: häufig isoliert vorkommende Konstituenten – durch Pause(n) vom grammatischen Satz getrennt
- Stufe 3: fakultativ an den grammatischen Satz gebundene Konstituenten – durch eine kataphorische Einheit im Mittelfeld oder Vorfeld vorweggenommen
- Stufe 4: fakultativ an den grammatischen Satz gebundene Konstituenten

- Stufe 5: an den grammatischen Satz gebundene Konstituenten – (obligatorische) Komplemente des Verbs der rechten Satzklammer

Die Stufen 1 bis 5 folgen dem Prinzip des Grades der Gebundenheit an den grammatischen Satz: ausgehend von ausschließlich ausgeklammerten Konstituenten bis zu den als Komplemente des Verbs an den grammatischen Satz gebundenen Konstituenten. Die zweite Aussonderungsstufe wird explizit nach einer diskursiven Funktion (Pausenfunktion) konstituiert. Alle anderen Aussonderungsstufen wurden nach rein syntaktischen Kriterien ermittelt. Diese syntaktisch motivierten Nachfeldklassen, die sich bei der Analyse abgezeichnet haben, müssen alle durch ihre diskursiven Funktionen erklärt werden, worin die eigentliche Forschungsaufgabe besteht.

4 Die Art der Konstituenten im Nachfeld

Bei der Durchsicht der Nachfelder haben wir² nur die Fälle berücksichtigt, die eine eindeutig identifizierbare rechte Satzklammer aufweisen, d. h. die rechte Satzklammer muss immer eine Verbform oder Teile des Prädikats enthalten.

4.1 Ausschließlich ausgeklammerte Konstituenten – nicht Teile des grammatischen Satzes

Hier handelt es sich um verschiedene Arten von Segmenten, die bisher noch nicht vollständig erfasst und erklärt worden sind. Ihre Klassifizierung ist immer noch recht sporadisch: dazu gehören Negationspartikeln, Interjektionen und Anredeformen. Strukturell gesehen sind sie von der Satzeinheit durch Pausen und/oder intonatorisch abgetrennt, wie in den Beispielen (6–9):

- (6) da lasse=mer doch jedesmal * eigentlich mit uns redn **oder? schon ne?**
- (7) der vati sagt die andern sind viel besser als du obwohl DU die beste sein müßtest
* nach deinem zeugnis von der grundschule her * **voila!**
- (8) des des mag isch net hawwe ** **almuth** *
- (9) wolltsch ja als klarinett wolltsch ja a:ch als lerne **mh ja**

Kennzeichnend für diese Befunde ist, dass sie keine syntaktische Funktion in der vorangegangenen Satzeinheit, aber immer eine spezifische diskursive Funktion haben. Sie sind die Diskurskonnektoren per se, daher sind sie nicht

² Einen großen Teil der Aussonderungsanalyse hat Christine Vigl im Rahmen einer Seminararbeit durchgeführt (vgl. Vigl 2009).

nur zurückverweisend, sondern sie gliedern das Gespräch auch in Richtung zum Darauffolgenden: in Beispiel (6) rückversichernd, in (7) zusammenfassend, in (8) Hörerorientiert, in (9) nachdenklich zusammenfassend. Eine Integrierung ins Mittelfeld ist syntaktisch nicht möglich.

- (9a) Wollte ich ja auch alles Klarinette wollte ich ja auch alles lernen hm, ja.
 (9b) Wollte ich ja auch alles lernen. (FESTSTELLUNG) Wollte ich ja auch Klarinette lernen. (SPEZIFIZIERUNG) Wollte ich ja auch lernen. (WIEDERHOLUNG) Mh, ja. (ZUSAMMENFASSUNG)

In (9a) wird gezeigt, dass auch die standardsprachliche Transkription zwar keinem grammatisch wohlgeformten Satz entspricht, dass aber diese Art der Äußerung in der gesprochenen Sprache kombiniert mit para- und non-verbale Komponenten häufig auftritt. Es ist eine Feststellung, auf die ein Neuanfang mit einer Spezifizierung folgt und mit einer Wiederholung verschmilzt (9b). Die Sequenz */mh ja/* scheint sowohl zurückverweisend als auch vorverweisend zu sein, daher ist die angenommene Nachfeldposition nicht ganz eindeutig. Die Interjektion und die Partikel sind diskursfunktional relativ selbstständig. Sie fassen zusammen und bestätigen zugleich.

4.2 Häufig isoliert vorkommende Konstituenten – durch Pause(n) vom grammatischen Satz getrennt

Hier sind solche Konstituenten gefiltert worden, die durch eine syntaktische Funktion an den Satz gebunden, aber durch eine deutliche Pause (im Transkript durch ein oder mehrere Sternchen gekennzeichnet) vom Kammersatz abgetrennt sind. In einigen Fällen eröffnen Gesprächspartikeln die Rechtsversetzung, dann hat die Konstituente eher den Charakter eines Zusatzes.

- (10) sie is nich sie war dagegen hat sich die bravo awa echt eingehend angekuckt fünf oder sechs * hintereinander durchgelesen un kam dann zu dem entschluß daß die bravo * mehr was für kinder isch * **also so für jugendliche wie in unserem alter**
 (10a) (?) mehr was für Kinder – also so für Jugendliche wie in unserem Alter – ist
 (10b) Die Bravo ist etwas für Kinder. Die Bravo ist etwas für Jugendliche in unserem Alter.

In Beleg (10) wird nach einer Pause der Zusatz */also so für jugendliche in unserem alter/* als Zusatz an die rechte Satzklammer */isch/* [ist] angefügt. Zusätze wie dieser haben häufig eine adverbiale Funktion, hier ist er aber Teil eines Prädikativs, der inhaltlich wiederaufgenommen wird, wie in (10a und b) gezeigt wird. Dass es sich hier um einen Zusatz handelt, lässt sich

durch die konnektiv-modifizierenden Partikeln */also so/* und durch die deutliche Pause begründen. (vgl. Zifonun 1997, 1647f.) Es zeigt sich hier auch, dass sich solche Einheiten nicht ohne Weiteres in das Mittelfeld integrieren lassen, wenn man die Konstruktion in (10a) betrachtet. In Beispiel (11) hingegen liegt ein Einschub vor, der gesprochen durch Pausen und schriftlich z. B. durch einen Gedankenstrich abgetrennt werden müsste, wie in Beispiel (11a):

- (11) der vati sagt die andern sind viel besser als du obwohl du die beste sein **müßtest**
* **nach deinem zeugnis von der grundschule her** * **voila!**
- (11a) Der Vati sagt, die anderen sind viel besser als du, obwohl du – nach deinem Zeugnis von der Grundschule her – die Beste sein müsstest.

In manchen Fällen wird die Rechtsversetzung durch eine Art Korrelat vorweggenommen wie in Beleg (12):

- (12) s=lernen außerdem ah so wenige in de ferie * **fast niemand!**
- (12a) Es lernen außerdem so wenige in den Ferien, fast niemand.
- (12b) *Fast niemand lernt außerdem so wenige in den Ferien.
- (12c) So wenige und fast niemand lernt in den Ferien.

Dieser Fall ist besonders interessant, weil hier ein Subjekt nach einer Pause nach rechts versetzt wird. Das expletive *es* steht unbetont im Vorfeld (vgl. 12a) und verweist daher nur sehr schwach voraus auf das durch Pause betonte */fast niemand/*; die Konstituente */so wenige/* ist aber bereits das eigentliche Subjekt, das, ins Vorfeld gestellt, das expletive *es* verschwinden lässt. Die eigentlichen Subjekte */so wenige/* und */fast niemand/* konkurrieren miteinander syntaktisch (vgl. 12b, c); sie sind diskursspezifisch eine Art synonymische Wiederaufnahme, was recht häufig in der gesprochenen Sprache, verstärkt durch eine Pause, rechtsversetzt auftritt. Der Fall in Beispiel (12) ist auch insofern ungewöhnlich, weil hier das Nachfeld nicht durch eine rechte Satzklammer abgegrenzt wird. Streng genommen müsste man hier von einem Mittelfeld ausgehen, wenn man die Pause unberücksichtigt lässt, allerdings müssten dann auch zwei nebengeordnete Subjekte angenommen werden: */*so wenige/* und */fast niemand/*. Beide Einheiten können gewöhnlich jedoch nicht durch einen Konnektor nebengeordnet werden.

4.3 Fakultativ an den grammatischen Satz gebundene Konstituenten – durch eine kataphorische Einheit im Vorfeld oder Mittelfeld vorweggenommen

In einem weiteren Schritt sind solche Konstituenten herausgefiltert worden, die ohne Pause nach der rechten Satzklammer auftreten und durch eine kataphorische Einheit bereits im Vorfeld oder häufig im Mittelfeld angedeutet wurden. Es handelt sich dabei durchweg um verschiedene Adverbiale und Objekte, die nachträglich einen relevanten Gesprächsgegenstand thematisieren.

- (13) erstens hab isch des selbst hab ich überall nachgelese **im lexikon**
- (14) ja ich will ja ich will ja auch keine kleidungsstücke kaufen aber wenn ich jez irgn etwas super seh **ne kurze hose oder oder n tishirt oder so ne datschkappe**
- (15) da kam=mer sich doch überhaupt nimmer wohlfühle **in so einem saustall?**

Wenn die Thematisierungseinheiten */im lexikon/*, */ne kurze hose oder oder n tishirt oder so ne datschkappe/* und */in so einem saustall/* an die Stelle der kataphorischen Einheit ins Vorfeld oder Mittelfeld eingegliedert werden, scheint die jeweilige diskursfunktionale Äußerungsbedeutung zumindest modifiziert zu werden, wie in (13a, 14a, 15a):

- (13a) Hab ich **im Lexikon** nachgelesen.
- (14a) Wenn ich jetzt **eine kurze Hose** sehe.
- (15a) **In so einem Saustall** kann man sich doch nicht wohlfühlen.

Die Nachfeldposition in den Beispielen (13, 14, 15) wirkt dennoch natürlicher, d. h. in der dialogischen Äußerung unmarkiert, während die ins Mittelfeld verschobenen Konstituenten in (13a, 14a, 15a) zwar korrekt, aber unnatürlich kontextlos erscheinen, was dafür spricht, dass Nachfelder im Dialog als diskursive Gewichtungsstellen für diskursrelevante Gegenstände und Sachverhalte genutzt werden. Aus diskursfunktionaler Sicht ist daher die Nachfeldposition eher zwingend.

In weiteren Untersuchungen müsste noch gezeigt werden, welche Art von diskursiven Funktionen im Nachfeld mit kataphorischen Einheiten vor der rechten Satzklammer typischerweise anzutreffen sind.

4.4 Fakultativ an den grammatischen Satz gebundene Konstituenten

In der darauffolgenden Filterstufe finden sich solche Konstituenten im Nachfeld, die nicht durch ein Korrelat oder eine kataphorische Einheit im Vor- oder Mittelfeld angekündigt werden, aber als fakultative Komplemente und Supplemente an den syntaktischen Satz gebunden sind. Sie können in der Regel gut ins Mittelfeld integriert werden und gelten daher in normativen (schriftsprachlichen) Grammatiken als unmarkierte Stellungen, während eine Position außerhalb der Satzklammer als markiert gilt. (vgl. dazu auch Duden 4, 2005, 886ff.)

In diese relativ große Gruppe fielen viele Adverbiale, wie in Beispiel (16), sowie Präpositionalobjekte in Beispiel (17) und einige Attribute.

- (16) manschmal wenn isch jetzt an mein schrank geh **morgens**
- (17) (...) da steht was drin was euch intrressiert über atomkraftwerke über * sport oder was weiß ich für noch alles

Diese Nachfeldstellungen werden mehr noch als die vorherige Gruppe als markierte Ausklammerungen angesehen, wenn von der schriftsprachlichen Norm ausgegangen wird, denn hier liegen keine kataphorischen Einheiten im Mittelfeld vor.

(16a) Wenn ich jetzt morgens an meinen Schrank gehe.

(17a) Da steht was über Atomkraftwerke ... drin.

Diese Nachfeldbesetzungen sind im Dialog häufig anzutreffen. Zifonun et al. (1997, 1671f.) gehen hier von Nachträgen aus, weil die Sprecher einzelne Aspekte des Sachverhalts nicht rechtzeitig in die Planung einbeziehen könnten. Diskursspezifisch wird aber durch diese Konstituenten eine Teilinformation durch die Rechtsversetzung von der Sprecherin intendiert hervorgehoben. Wir haben es daher mit einer geplanten Sprecherabsicht zu tun.

4.5 An den grammatischen Satz gebundene Konstituenten – (obligatorische) Komplemente des Verbs der rechten Satzklammer

Diese Kategorie umfasst all jene Konstituenten, die in keinem der vier Filterschritte erfasst wurden. Es handelt sich damit um ausgeklammerte Einheiten mit einer maximalen Bindung an den Satz. Damit sind in dieser Gruppe Konstituenten enthalten, die

- als Bestandteil des Satzes und in die Satzklammer integrierbar sind,

- durch keine Pause vom Trägersatz abgegrenzt sind,
- durch keine syntaktisch gleichwertige Einheit im Vor- oder Mittelfeld vorweggenommen sind,
- nicht weglassbar sind.

Vor allem aufgrund der beiden Tatsachen, dass es sich um obligatorische Elemente handelt und dass diese durch keine gleichwertige Konstituente weder im Vorfeld noch im Mittelfeld vorweggenommen sind, können diese Konstituenten rechts der rechten Satzklammer nicht wegfallen. Der Satz wäre sonst grammatisch nicht vollständig, was nicht heißt, dass derartige Sätze in der gesprochenen Sprache ausgeschlossen sind.

(18) isch hab jo gsagt **manschmo:!**

(19) er hat äh gesagt elf mark und dann elf mark und dann wenn ma sich mal so=n eis kaufen will (...)

(20) wem=mer die annern sieht die kommn da an **mit so massenweis geld**

In den Belegen (18, 19) sind die Einheiten im Nachfeld Komplemente des Verbs *sagen*, die durch ihre Herausstellung nach rechts eine stark thematisierende Funktion erhalten; in (19) wird das Komplement zudem noch erweitert und satzwertig ausgebaut. In der Äußerung sind diese Nachfeldpositionen für den Dialog zentral; syntaktisch sind die Sätze zudem unvollständig, *sagen* verlangt in jedem Fall ein Objekt. Im Beispiel (20) hingegen wird ein Präpositionsobjekt zum Verb *ankommen* ausgeklammert: */mit so massenweis geld/* ist ebenfalls sowohl syntaktisch als auch diskursfunktional nicht weglassbar. Für diese Gruppe gab es nur sehr wenige Belege.

5 Ergebnisse und Neuansatz

Die Durchsicht von einem Dialogkorpus wie die Mutter–Tochter-Gespräche hat eine für weitere Untersuchungen wichtige Beobachtung bestätigt: Die Grenzpositionen Nachfeld und Vorfeld wurden bisher in einem topologischen Modell festgelegt, das nicht von der gesprochenen Sprache, sondern von einem kontextfreien Satzkonstrukt ausgeht. Normalerweise abstrahieren Modelle vom konkreten Sprachgebrauch, was erst einmal nicht zu kritisieren ist, denn Modelle sind immer Verallgemeinerungen. Nur hat inzwischen das Wortfolgemodell zu der Sichtweise beigetragen, dass Vorfelder in germanischen Sprachen strukturell immer notwendig sind,

Nachfelder hingegen strukturell nicht notwendig und höchstens aus informationsstruktureller Sicht zugelassen und damit markiert sind.

Die stufenweise Filterung der Konstituenten der Nachfelder im Dialogkorpus hat jedoch deutlich gezeigt, dass Positionen nach der rechten Satzklammer in einer dialogischen Äußerung regelhaft häufig auftreten. In den bisher sortierten Belegen sind nur die Konstituenten berücksichtigt worden, die unmittelbar rechts der rechten Satzklammer stehen. Nach solchen Konstituenten folgen aber gewöhnlich noch weitere Einheiten im Nachfeld. Es lässt sich daher feststellen, dass Kombinationen von Konstituenten eher üblich sind, wie in der Äußerung (21):

- (21) also manschmol do wollt=er misch halt net weggehn lassen ja * abends * so=m
 ähm wenn de schon halb neun is oder so * un da find isch des dann schon noch *
 weil isch mhm eigentlich ziemlich seltn weggehe

Das Adverb *abends* folgt erst nach der Partikel *ja* und einer Pause, danach treten weitere Gesprächspartikeln auf, gefolgt von einem Temporalsatz und interaktiven Einheiten. (vgl. Abb. 1)

Nachfeld (im weiteren Sinne)				
Interaktive Einheit		Interaktive Einheit		Interaktive Einheit
Partikel mit anschl. Pause	Temporaladverb	Gesprächspartikel	Temporalsatz	Konjunktion, Partikel mit anschl. Pause
ja*	abends	so=hm ähm	wenn de schon halb neun is	oder so*

Abb. 1: Konstituenten im komplexen Nachfeld

Nach */oder so*/* beginnt möglicherweise das Vorfeld des nächsten grammatischen Satzes. Syntaktisch bzw. strukturell ist aber erst das finite Verb *find* eine eindeutige Grenze zum beschriebenen Nachfeld.

Die oben gemachten Beobachtungen weisen deutlich darauf hin, dass Positionen rechts der rechten Satzklammer in der gesprochenen Sprache typisch sind: Die Belege zeigen, dass diese Konstituenten diskursfunktional nicht weglassbar und nicht ohne Weiteres in das Mittelfeld verschoben werden können, ohne dass sich die diskursive Funktion ebenfalls verändert. Häufig sind solche Konstituenten weder strukturell weglassbar noch ins Mittelfeld verschiebbar. Nach unserem derzeitigen Erkenntnisstand wäre hier ein Neuansatz angebracht. In der gesprochenen Sprache sollten Nach-

felder in Beziehung zu Vorfeldern neu untersucht werden, dazu gehören auch Abgrenzungsprobleme innerhalb einer Äußerung. (vgl. dazu auch Andersen 2008) Es sollte weiterhin überlegt werden, welche syntaktischen und diskursiven Funktionen Nachfelder im Unterschied zu Vorfeldern übernehmen können. Nachfelder sind in der gesprochenen Sprache nicht nur häufiger besetzt, sondern auch weniger flexibel, was die Verschiebbarkeit von Einheiten ins Mittel- und Vorfeld betrifft.

Literatur

- Altmann, Hans & Hofmann, Ute. 2008. *Topologie fürs Examen. Verbstellung, Klammerstruktur, Stellungsfeld, Satzglied- und Wortstellung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Andersen, Christiane. 2008. Topologische Felder in einem Korpus der gesprochenen Sprache. Probleme zwischen theoretischem Modell und Annotation. In: *Götborger Arbeitspapiere zur Sprachwissenschaft*. <http://www.sprak.gu.se/publikationer/gup-bibliografi/goteborger/>.
- Dalmas, Martine. 2009. Richtiges Deutsch – richtig deutsch? Normativität in französischer und deutscher Grammatik. In: Konopka, Marek & Strecker, Bruno (Hrsg.). *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2008, 355–378. Berlin etc.: de Gruyter.
- Duden. 2005. *Duden Band 4. Die Grammatik*. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa. 2007. *Syntax. Grundlagen und Theorien*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Haftka, Brigitta. 1981. Reihenfolgebeziehungen im Satz (Topologie). In: Heidolph, Karl Erich, Flämig, Walter & Motsch, Wolfgang (Hrsg.). *Grundzüge einer deutschen Grammatik*, 702–764. Berlin: Akademie Verlag.
- Haftka, Brigitta. 1993. Topologische Felder und Versetzungsphänomene. In: Jacobs, Joachim, von Stechow, Arnim, Sternefeld, Wolfgang & Vennemann, Theo (Hrsg.). *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 846–867. Berlin etc.: de Gruyter.
- Vigl, Christine. 2009. *Zur syntaktischen Funktion von Konstituenten rechts der rechten Satzklammer in gesprochenem Deutsch*. Seminararbeit. Institut für Sprachen und Literaturen. Universität Göteborg. Manuskript, 31 S.
- Zifonun, Gisela, Hoffmann, Ludger & Strecker, Bruno et al. 1997. *Grammatik der deutschen Sprache*. Band 1–3. Berlin etc.: de Gruyter.

Christiane Andersen
 Institutionen för språk och litteraturer
 Göteborgs universitet
 Box 200, SE-405 30 GÖTEBORG
 christiane.andersen@tyska.gu.se

Mögliche und unmögliche Reisen: Frankreich aus DDR-Sicht

1 Einleitung

Gängigen Erwartungen zum Trotz erschienen in der DDR diverse Bücher, deren Gegenstand eigentlich unmögliche Reisen sind – handelt es sich doch um Beschreibungen von Reisen in sogenannte ‚kapitalistische‘ Länder, die auf Grund der restriktiven Reisegesetzgebung für die meisten DDR-Bürgerinnen und -Bürger spätestens nach dem Mauerbau nicht erreichbar waren. Wer dennoch reisen durfte, noch dazu um ein Buch zu schreiben, war „Privilegierter und gesellschaftlich Beauftragter“ (Zwirner 1986, II) zugleich und erfüllte somit eine nicht unproblematische Doppelrolle.

Ein besonderer Stellenwert kommt Frankreich zu, denn während über viele andere Länder nur ein einziges oder einige wenige Bücher publiziert wurden, ist Frankreich kontinuierlich präsent: angefangen von einem großformatigen Band mit dem schlichten Titel *Frankreich*, herausgegeben von Gerhard Reinhold und Horst Münnich (1958) und Fred Wanders *Korsika – noch nicht entdeckt* aus dem gleichen Jahr, über die „Pariser Impressionen“ *Doppeltes Antlitz* (1967), ebenfalls von Fred Wander, sowie Kurt und Jeanne Sterns *Schauplatz Paris* (1972), Rolf Schneiders „Reisenotizen“ *Von Paris nach Frankreich* (1975), Fred und Maxie Wanders *Provenzalische Reise* (1978), Heinz Czechowskis „Erlebnis einer Stadt“ *Von Paris nach Montmartre* (1981), Ralf Klingsiecks *Rendezvous mit PARIS* (1986), bis hin zu Roger Melis’ Fotoband *Paris zu Fuß* (1986), zu dem Stephan Hermlin das Geleitwort schrieb.

Dass ein Schwerpunkt auf Paris liegt, mag damit zusammenhängen, dass die Hauptstadt als faszinierende Weltstadt gilt und Frankreich zudem ein Zentralstaat ist. Mit ganz Frankreich setzen sich Gerhard Reinhold und Horst Münnich sowie Rolf Schneider auseinander; ausschließlich in die Provinz, nämlich nach Korsika, begibt sich Fred Wander. Einige der Bände erlebten mehrere Auflagen: So wurde Czechowskis Buch aus dem Jahr 1981 noch nach der Wende in der 1991 erschienenen vierten Auflage gedruckt. Dies

mag nicht nur Ausdruck einer gewissen Konkurrenz- und damit Alternativlosigkeit sein – schließlich drängten ab 1990 zahlreiche Frankreich-Bücher bundesdeutscher Provenienz auf den Markt der DDR bzw. der neuen Bundesländer –, sondern verweist möglicherweise auf eine spezifische Qualität, die zumindest einige der Bände auszeichnet.

Die Reisebücher seien im Folgenden genauer betrachtet und einer vergleichenden Analyse unterzogen, wobei Fragen der Reisemotivation sowie der Auswahl und Darstellung des Gesehenen im Zentrum stehen sollen.

2 Frankreich – Annäherungen an ein Land im Westen

2.1 Gerhard Reinhold und Horst Münnich: *Frankreich* (1958)

Betrachtet man die Klappentexte und – falls vorhanden – die Einleitungen der Bände, so werden bei den frühen Publikationen Erklärungen gegeben, die später kaum noch politisch tragbar waren: So ist 1958 bei Reinhold und Münnich im Hinblick auf das Reiseziel schlicht zu lesen: „Frankreich ist Deutschlands großer Nachbar im Westen. In dieser einfachen Tatsache liegt die Verpflichtung, dieses Land und seine Menschen kennenzulernen.“ ([7])¹ Über die Intention des Bandes heißt es:

Nicht jeder hat die Möglichkeit, sich an Ort und Stelle ein wirklich abgerundetes Urteil über das Nachbarland zu bilden. Dieses Buch soll darum helfen, die fehlende Anschauung durch eine wohlbedachte Auswahl von Bildern zu ersetzen und in einem knappen Einführungstext einen Gesamtüberblick über Frankreich und die Franzosen zu geben, mit denen uns so vieles verbindet. ([7].)

Und im Klappentext wird erklärt:

Das alles zeigen die Bilder dieses Bandes: das Kulturland Frankreich, seine landschaftliche Struktur, Glanz und Elend der französischen Menschen. Ein ergänzender Einführungstext erleichtert es dem Leser, Wesen und Besonderheiten unseres großen Nachbarlandes kennenzulernen. (Klappentext, innen, links)

Auch an den Hinweisen auf weitere Bildbände wird deutlich, dass die offizielle (Außen-)Politik der DDR damals noch eine andere war: Neben Büchern über Indien, Tibet, Rumänien und Jugoslawien wird auch ein Band mit dem schlichten Titel *DEUTSCHLAND – schöne Heimat* beworben (Klappentext, innen, rechts). Die Reisebücher geben also nicht nur Auskunft

¹ Seitenangaben in eckigen Klammern verweisen auf nicht paginierte Seiten im Original.

über andere Länder, sondern auch über das eigene Land, im konkreten Fall einer anderen Deutschlandpolitik der DDR, die 1958 noch auf eine Vereinigung zielte. Ein anderes Verhältnis zur deutsche Geschichte zeigt sich auch an der Verwendung sowohl der französischen als auch der alten deutschsprachigen Ortsnamen, z. B. „Ribeauville [sic] (Rappoltsweiler)“ ([67]) – nur wenige Jahre später war dies nicht mehr denkbar.

Reinhold und Münnich grenzen sich explizit von der Vergangenheit ab:

Das deutsch-französische Verhältnis, das durch wiederholte Kriege stark belastet ist, kann als Musterbeispiel dafür gelten, wie Kriege psychologisch motiviert wurden, deren wahre Ursachen nicht in der Feindschaft der Völker, sondern in den Macht- und Profitinteressen der herrschenden Kreise zu suchen sind. ([7])

In sachlich-berichtendem Ton werden zunächst „Die Landschaften Frankreichs“ behandelt ([9]–[27]; im Original kursiv), wobei deren Geschichte vor allem als Geschichte der Arbeiterklasse dargestellt wird:

Sie [die Arbeiter; F.Th.G.] hatten gemeinsam mit den Bauern unter Führung der Kommunistischen Partei und des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes CGT den aktiven Widerstand gegen die faschistischen Okkupanten getragen. Die Befreiungskomitees der Arbeiterklasse hatten unmittelbar nach der Befreiung die zerstörten Betriebe wiederaufgebaut, die Lebensmittelversorgung für die Bevölkerung sichergestellt und die Normalisierung des Lebens planvoll eingeleitet. Der weitere Ausbau einer Ordnung, die dem Arbeiter seine Rechte sicherte, wurde jedoch von der reaktionären Regierung de Gaulle unterbunden. [...] Je stärker die Abhängigkeit von den USA wurde, desto mehr verschlechterte sich die Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung. [...] In machtvollen Streiks kämpft die Arbeiterklasse um gerechte Löhne, und die wachsende Einheit drängt die Entwicklung voran. Dann werden frohe, von der Furcht der Arbeitslosigkeit und Not befreite Menschen dem „Schwarzen Frankreich“ ein neues Gesicht geben. (15)

Bereits hier wird ein Aspekt deutlich, der vielen Reisebüchern aus der DDR gemein ist: der Ausblick auf eine Zukunft unter veränderten Machtverhältnissen. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch nach der Schließung der Grenzen und dem Mauerbau die Publikation von Büchern über die nunmehr für die meisten unmöglich gewordenen Reisen legitimieren.

Im zweiten Kapitel, „Das ganze Frankreich“ ([29]f.; im Original kursiv), werden die jetzigen politischen und sozialen Verhältnisse den Schlagworten der Revolution von 1789 gegenübergestellt:

Die großen Gedanken der Revolution von 1789 werden freilich heute von der herrschenden Klasse außer acht gelassen. Gegen den Willen des Volkes halten die maßgebenden Politiker an dem durch die Entwicklung längst überholten Traum eines weltumspannenden Kolonialreiches fest und opfern die Menschen

und den Reichtum des Landes den Interessen der Hochfinanz und der Unternehmer. In blutigen Kriegen müssen die kolonial unterdrückten Völker ihr Selbstbestimmungsrecht erkämpfen, ehe der Wahlspruch „Liberté, égalité [sic], fraternité – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ auch für sie gültig wird. ([29])

Am Ende heißt es:

Aber erst wenn der Reichtum und die Kraft des Landes nicht mehr in Kolonialkriegen zerrinnen, wenn der Friedenswille des französischen Volkes nicht mehr von den Regierenden gröblich mißachtet wird, erst wenn der Befreiung des Bürgertums durch die Große Revolution die Befreiung der Bauern und Arbeiter gefolgt sein wird – erst dann wird Frankreich eine neue Blüte in Wohlstand und Frieden erleben. ([30])

Im Bildblock (33–[159]) finden sich zunächst acht Farbaufnahmen; alle anderen Bilder sind schwarz-weiß. Diverse Bildunterschriften und Motive verweisen auf eine durchaus vorhandene politische Dimension auch der Fotografien, zum Beispiel: „Clochard – Ausgestoßener eines sozialen Systems, dessen Widersprüche in Glanz und Elend von Paris besonders sichtbar sind“ ([48]). Bei den Ansichten aus der Provinz finden sich tendenziell weniger politisch motivierte Bildunterschriften; zitiert seien zwei Ausnahmen: „Die Corons, trostlose Arbeitersiedlungen, wurden von den Grubenherren errichtet, um die Bergleute völlig von den Konzernen abhängig zu machen“ (73) sowie „Nizza (Nice), der luxuriöseste Kurort der französischen Riviera, ist der Treffpunkt der reichen Nichtstuer aus aller Welt“ (152).

Abgesehen von den stark vertretenen Darstellungen von Arbeitern, werden relativ viele Bilder von Menschen in Trachten gezeigt, auf die im Text jedoch kaum eingegangen wird. Ob dies einer unterstellten Rezeptionserwartung gerecht werden soll oder auf die eigenen Vorstellungen der Autoren verweist, sei dahingestellt. Repräsentativ für das im Text dargestellte Frankreich sind die Trachten jedenfalls nicht.

2.2 Fred Wander: *Korsika – noch nicht entdeckt* (1958)

Der 1917 in Wien geborene Fred Wander war 1938 nach Frankreich geflohen, wurde dort interniert und nach Deutschland deportiert, wo er bis 1945 im Konzentrationslager war. Er kennt Frankreich, nicht aber Korsika, also aus der Zeit vor Krieg und Besatzung. Aus dem Kapitel „Von Corte bis Ajaccio“ geht hervor, dass die Reise 1956 unternommen wurde (vgl. 64) und das Buch aus der Rückschau verfasst ist:

Aber der Leser muß verstehen, jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, bin ich ja nicht mehr auf Korsika. Vor mir, um mich herum, unter mir, schräg und in der Quere, gestapelt und durcheinander liegen beschriebene Zettelchen, Mappen, Hefte, Tagebuchblätter, Andenken, Bilder und Landkarten. In einer Keramikschüssel vor mir dörrt der mitgebrachte Maquis, duften mir Fenchel und Rosmarin, Ziströschchen, Lavendel und Thymian in die Nase. Und wenn ich nur die Augen schließe – bin ich gleich wieder dort, sitze eingepfercht in einem mit Kastanienstämmen beladenen Zehntonner oder in einem gelben Autobus, und es geht mit achtzig Sachen zentimeterknapp an einem fürchterlichen Abgrund vorbei

(65)

Zu Beginn wird begründet, warum die Wahl auf Korsika fiel: „Die meisten Leute wissen von Korsika nur drei Dinge: es ist das Land der Banditen, der Blutrache und die Heimat Napoleons. Aber die Wahrheit über Korsika wurde jahrhundertlang mutwillig verzerrt und verschwiegen.“ (5) Es folgen vier Hinweise: Korsika sei „das klassische Land der nationalen Freiheitsbewegung und des Guerillakrieges“, „das Land, auf dessen Boden es weder Sklaven noch Leibeigene gab“, „das erste Land Europas, das ein Volksparlament und damit eine demokratische Verfassung hervorbrachte“ sowie „das erste Land Europas, in dem (1943) eine allgemeine Volkserhebung gegen die Hitler-Mussolini-Besatzung zur Befreiung der Insel führte“. (ebd.) Wander geht es also auch um die Korrektur verbreiteter und offensichtlich allzu oberflächlicher oder gar falscher Vorstellungen von Korsika.

Korsika – noch nicht entdeckt folgt von den hier thematisierten Bänden am ehesten Mustern klassischer Reiseliteratur: Es beginnt mit den Kapiteln „Aufbruch“ ([7]–[12]) und „Ankunft“ ([13]–[25]) und endet mit den Kapiteln „Abschied“ ([145]–[156]) und „Korsika wird nie sterben“ ([157]–[160]). Der Prozess des Reisens wird an weiteren Überschriften deutlich, zum Beispiel: „Auf zur Westküste“ ([27]). Auch die Bilder verdeutlichen die Prozesshaftigkeit des Reisens und zugleich mit Korsika in Verbindung gebrachte Klischees: So zeigt das zweite Foto einen Blick auf einen Mann an Bord eines Schiffes: „Fünf Uhr ... noch drei Stunden bis Bastia“; das Foto auf der folgenden Seite zeigt ein offensichtlich korsisches Mädchen, wobei in der Bildunterschrift der Leser direkt angesprochen wird: „Hallo! Wie haben Sie sich die Mädchen von Korsika eigentlich vorgestellt?“ (im Original kursiv) Die Hauptstationen der Hinreise sind: „Wien Südbahnhof – Venedig – Florenz – Pisa – Livorno“ ([12]). Nach einigen Missgeschicken kommt der Autor schließlich in Bastia an, das in seiner Wahrnehmung wie eine Filmkulisse erscheint (vgl. 15f.).

Mehrfach thematisiert Wander den Schreibprozess: „Ich sollte erzählen [...]“ (64), „Und ich sollte erzählen [...]“ (65), „Ich sollte auch erzählen

[...]“ (67) dient jeweils als Erklärung für das letztlich Nicht-Erzählen bestimmter Erlebnisse, wobei diese immerhin erwähnt und damit als erzählenswert eingestuft werden. Konsequenterweise hinterfragt Wander die eigene Position: „Natürlich habe ich mir nicht schon am ersten Tag den Kopf darüber zerbrochen, was hinter den Widersprüchen steckt, die einem überall auf dieser Insel ins Auge springen [...].“ (17) Dabei nimmt er immer wieder Rekurs auf bestehende Bilder des Landes: „Man erzählt die seltsamsten Geschichten von den Korsen. Grausame Geschichten. Dir gefällt das, Fremder. Das ist so romantisch, und genauso hast du dir Korsika vorgestellt. Aber was hinter den Geschichten an Wahrheit steckt, interessiert dich im Grunde nicht.“ (31) Der Gefahr der Reproduktion bzw. Schaffung von Klischees ist sich der Autor durchaus bewusst. Gleich zu Beginn fragt er:

Welcher Junge zwischen zehn und achtzig Jahren wird mir nicht bestätigen, daß dem Namen Korsika etwas Abenteuerliches, Geheimnisvolles anhaftet? Er erinnert an Korsaren und Banditen, an große Heldentaten und an Blutrache ... Es ist das Land der Banditen [...], und es ist die Heimat Napoleons! (9f.)

Immer wieder kommt er auf die Generationen- und Abwanderungsproblematik (vgl. z. B. 32f.) zu sprechen, wobei im der Beschreibung folgenden Bildblock auch ein Plakat mit der Überschrift „Les vieux ont faim!“ („Die Alten haben Hunger ...“; im Original kursiv) zu sehen ist. Im Rahmen der Darstellung eines Besuchs in einem Nachtclub in Calvi (34–37) deutet Wander die in der gesellschaftlichen Entwicklung liegenden Gründe zumindest an:

Erst wenn genügend Wein geflossen ist, verflüchtigen sich die angelegten Posen, und aus den jungen Existentialisten werden Mädchen und Burschen, wie man sie überall treffen kann: Jugendliche, aufgewachsen unter den mörderischen Lebensverhältnissen der westlichen Städte ... Eine enttäuschte Jugend, die an nichts glauben kann, weil die Trommler von gestern, die zu den großen Schlachten riefen, heute wieder trommeln. Weil die Lügen von gestern wieder Geltung haben. (36)

Bei aller Differenziertheit bleiben ideologisch motivierte Aussagen verallgemeinernd und geraten damit in einen gewissen Widerspruch zum sonstigen Text. Mitunter wirken auf die Geschichte bezogene Erläuterungen recht diffus, da weder ein konkreter Zeitraum noch die entsprechenden Rahmenbedingungen benannt werden; so heißt es beispielsweise über die Rollenverteilung von Mann und Frau: „Die Männer trugen immer Waffen, und sie waren hervorragende Schützen. Nur Frauen trugen Lasten. Aber sie mußten jederzeit gewärtig sein, die Last zu Boden zu setzen und dem Mann

im Kampf zu helfen, das Gewehr zu laden oder gar selbst an seine Stelle zu treten, wenn er fiel.“ ([39])

Im letzten Kapitel zieht Wander Bilanz und verortet Korsika als „Alptraum“ und „Paradies“ zugleich (158); er schließt verhalten optimistisch:

Und wenn ich vielleicht zuviel von den traurigen Verhältnissen auf der Insel gesprochen habe, vom Sterben der Wälder, von der Armut der kleinen Leute, von der Flucht der jungen Männer und der Hoffnungslosigkeit der Mädchen, und wenn aus den Augen mancher Leser nun die Frage spricht: Was wird aus dieser Unglücksinsel werden? Dann möchte ich antworten wie der Hirte, dem ich die gleiche Frage stellte: *Korsika wird nie sterben!* ([160]; Hervorhebung im Original)

Die zehn Bildblöcke enthalten 66 Fotografien, darunter zwei stark retuschierte Farbfotos: eines zeigt „Die Zitadelle von Calvi“, das zweite den „alten Hafen von Bastia“ (92; im Original kursiv). Andere Bilder zeigen den „Friedhof der 1943 vor Bastia gefallenen Deutschen“ (vor 81; im Original kursiv) oder setzen sich mit den Mädchen auseinander: „Die Mädchen sind schön in Korsika; sie sehen immer aus, als warteten sie darauf, für den Film entdeckt zu werden“ (hinter 96; im Original kursiv). Ein weiteres Bild bzw. dessen Unterschrift verweist auf die Rolle der Bundesrepublik: „„NON A LA WERMACHT’ [sic] Nein zur Wehrmacht der Bundesrepublik, schreiben die Korsen an Mauern und Dämme; und sie wissen, warum ... Zahlreiche Inschriften erinnern an die Opfer der faschistischen Schreckensherrschaft“ (hinter 120; im Original kursiv).

Obwohl es sich bei der Korsika-Reise quasi um die Hochzeitsreise der beiden handelte (vgl. Wander 2006, 177f.), erscheint Fred Wanders Ehefrau Maxie kaum im Buch. Ihre Perspektive ist dennoch präsent, allerdings lediglich in Form einer Übernahme durch den Erzähler:

Ich merkte plötzlich, wie ich diese Reise, wie ich alle Eindrücke durch Maxies Augen erlebte. Ihr Entzücken über die fremde Welt, ihre innere Lebendigkeit erfüllten mich mit Freude. Sie beobachtete das Leben dieser kleinen Leute mit genießerischer Geduld, mit grüblerischer Zärtlichkeit. (176)

2.3 Fred Wander: *Doppeltes Antlitz* (1967)

Fred Wanders Paris-Band nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als der Autor schon einmal in Paris war und dies maßgeblich seine Sicht der Dinge bestimmt: Bereits zu Beginn des Klappentextes wird festgestellt, es handele sich um „keine Reportage im üblichen Sinn“, denn 1938 habe Wander in Paris „Zuflucht gefunden“. Von Anfang an herrscht also kein Zweifel daran, dass „ihm die Begegnung mit der alten, neuen Stadt unversehens zur

Begegnung mit dem alten, neuen Ich“ (Klappentext, innen, links) wird. Ebenfalls im Klappentext wird angekündigt: „Der Autor läßt uns diesen erregenden Prozeß des Wieder- und Neuerkennens miterleben, in dem so manche Cliché-Vorstellung von der ‚Lichterstadt‘ zerstört wird.“ (Klappentext, innen, rechts) Aus der Tatsache, dass es sich zugleich um ein Erinnerungsbuch handelt, erklärt sich auch der Umstand, dass Wander immer wieder Vergleiche vornimmt (z. B. „Wie damals [...]“, 19). Jene Vergleiche sind leitendes Prinzip des Bandes; auf diesen Aspekt geht Wander genauer im Epilog ein. Dabei nimmt er eine distanzierte Haltung zum eigenen Schreiben auch durch die Wahl der 3. Person ein:

Er [der Erzähler; F.Th.G.] hat dem Leser die subjektiven und objektiven Schwierigkeiten, vor die er sich gestellt sah, nicht verheimlicht. Sie beruhen zum Teil darauf, daß seine erste Begegnung mit Paris in die Zeit eines großen, heroischen Kampfes der französischen Nation fiel, in eine Zeit, da die historische Situation jedem einzelnen Bereitschaft und Entscheidung abforderte. Er hatte damals zahllose Beispiele eines unpathetischen Heldentums gesehen, und er empfand es als Abstattung einer – nicht nur persönlichen – Dankeschuld, an sie zu erinnern. (190)

Entstanden ist das Buch, nachdem die Wanders 1962/1963 „insgesamt fünf Monate, in drei Etappen, dort zugebracht“ (Wander 2006, 209) hatten und war mit einer Startauflage „von 20 000 Stück“ (Wander 1996, 238) Fred Wanders „erster Erfolg“ (ebd.) in finanzieller Hinsicht. Der erste Teil des Haupttexts setzt medias in res im Juni 1962 ein – also parallel zum Ende des Algerien-Krieges: „Ich bin in Paris und kann es noch nicht fassen.“ (9) Die Reiseschilderung erhält traumartige Züge, wenn es heißt: „Ich habe heute wie in einem Trancezustand die Champs-Élysées durchpflügt, in der Menge verloren, wie damals. Dem Montmartre sagte ich guten Tag und der Seine. Nichts hat sich verändert, und doch ist alles anders geworden.“ (10)

Im Zentrum von Wanders Buch stehen die Schilderungen von Besuchen einzelner Orte und Menschen, nicht zuletzt Lagerkameraden und Widerstandskämpfer: „Jacques“ (52–[79]), „Lucien“ (80–[89]) sowie deren Familien. „Capitaine Yves“, den „einzigen Überlebenden unter meinen verschollenen Freunden“ (90–[100], hier 90), kann er noch persönlich treffen. Yves ist es auch, der ihn im zweiten, im Mai 1964 angesiedelten Teil des Buches begleitet. Des Weiteren setzt sich Wander mit der Besatzungszeit und somit immer wieder auch mit der Résistance (vgl. z. B. 38) auseinander, insbesondere im Kapitel über „Jean-Claude Moulin“ (42–[51]).

Entgegen seines ansonsten konsequent eingelösten Anspruchs auf Differenziertheit begibt sich auch Wander auf die Suche nach vermeintlich oder

tatsächlich Typischem: „Viele Arbeiter suchen ein kleines Restaurant auf oder ein Bistro, andere setzen sich auf einen Bretterstapel, packen ein Stück Braten aus, essen Weißbrot dazu und trinken eine Flasche Roten. / Auf eine solche Gruppe habe ich es abgesehen. [...] Ich zücke meinen Apparat [...].“ (127) Das Festhalten wenigstens eines klischeeartigen Bildes sollte allerdings nicht überbewertet werden, sondern mag Ausdruck einer Suche nach Halt und Orientierung in der ansonsten nur bedingt vorhandenen Kontinuität zur Vorkriegszeit sein.

Das Jahr 1962 schafft eine Situation des Aufbruchs auch für die Kommunistische Partei Frankreichs (*PCF*), auf deren Rolle Wander immer wieder eingeht (vgl. z. B. [123]):

Von der Monotonie der großen Städte und dem Gefühl der Entfremdung dazu getrieben, starken Eindrücken und Erlebnissen nachzujagen, hat die übermüdete Psyche die Fähigkeit verloren, Freude an echten Werten zu finden. Viele Jugendliche, hineingeboren in die Nachkriegsepoche und die moralische Niederlage der Väter, nehmen allen Ideologien gegenüber eine außerordentlich skeptische Haltung ein. Das dadurch entstandene Vakuum nützt die moderne „Industrie- und Konsumgesellschaft“ des Westens sehr geschickt, um die Jugend für ihre Zwecke zu rekrutieren. (162f.)

Frankreich befinde sich in einem „Grenzkampf zwischen Traditionalismus und ‚American way of life‘ [...], der sich auf diesem äußersten Vorfeld Europas abspielt.“ (190) Angesichts dieser Form von Gespaltenheit beschwört Wander noch einmal

das wahre Paris, das wenig oder nichts mit dem für naive Fremde arrangierten Laster zu tun hat, mit dem melancholisch-haltlosen Treiben einer Schar von Jugendlichen und der fieberhaften, von allen echten Werten entleerten Jagd nach den Dingen – er [der Erzähler; F.Th.G.] fand jene unbestechliche, selbstverständliche Sauberkeit des Denkens, Fühlens und Handelns, die das beste Erbe des französischen Volkes ist und die Garantie seiner Zukunft. ([190f.])

165 der 174 in elf Bildblöcken zusammengefassten Fotografien stammen von Fred Wander und seiner Frau Maxie, die mitreist, „aber ihre eigenen Wege geht“ (128) und ansonsten keine Erwähnung findet. In den ausführlicheren Kommentaren zu einigen Fotos spiegeln sich auch Wanders eigene Vergangenheit und die vom Ende des Algerien-Krieges bestimmte Gegenwart, zum Beispiel im Falle von Foto 168: „Die berüchtigten Türme von Drancy, in der nördlichen Banlieue; Sammelpunkt der Deportation, Vorhölle von Auschwitz – heute eine gigantische Gendarmeriekaserne“ (ausklappbare Kommentare am Ende des Buches, unpaginiert).

2.4 Jeanne und Kurt Stern: *Schauplatz Paris* (1972)

Jeanne und Kurt Stern haben einen ähnlichen lebensgeschichtlichen Hintergrund wie Fred Wander, allerdings ohne in ihrem Paris-Buch die eigene Lebensgeschichte explizit zu thematisieren. Im Klappentext heißt es über den Anspruch von *Schauplatz Paris*:

Paris, die lebensfrohe, begeisternde, blutende, siegende Stadt – Schauplatz heroischer und tragischer Ereignisse. Diesen Ereignissen und ihren Akteuren sind die Autoren nachgegangen. Einzelschicksale von einst und jetzt werden in Beziehung zueinander gesetzt. Kurt und Jeanne Stern, die Paris seit Jahrzehnten kennen und lieben, haben mit den Enkeln der Kommunarden, mit Kämpfern der Résistance, mit Teilnehmern an den Ereignissen des Mai/Juni 1968, mit alten und jungen Menschen gesprochen – mit Menschen, die heute das Gesicht dieser faszinierenden Stadt prägen. (Klappentext, innen, links)

Obwohl sie Frankreich sehr gut kennen, thematisieren sie in erster Linie ihre Rolle als Beobachter: Das erste Kapitel „Hier mündet die Revolution“ (5–[19]) beginnt am 14. Juli 1970, in einem Paris, das „[s]eltsam ausgestorben“ ist (5). An diese Feststellung schließt sich eine Positionierung ihrer selbst an: „Doch uns, den Außenstehenden, die vorübergehend in Paris weilten, hätten unsere Gastgeber gern einen anderen, einen ‚echten‘ 14. Juli vorgesetzt. Unser Pech: verlängertes Wochenende [sic], vier Tage hintereinander frei, da fährt man selbstverständlich aufs Land.“ (6) Im Anschluss an die Formulierung dieser Erkenntnis gehen die Sterns auf die Geschichte des Nationalfeiertags über die Jahre 1880, 1934, 1935 und 1936 ein, um mit den Worten zu schließen:

Tot, der 14. Juli? Vielleicht nur scheinot. Vielleicht wird er, wie schon einmal – 1936 – zu neuem Leben erwachen, sobald es den Volkskräften gelingt, sich für den Sieg ihrer gemeinsamen Sache zusammenzuschließen. Dann wird Paris, seiner Tradition gemäß, sicherlich wieder an der Bastille tanzen. ([19])

Auch hier findet sich also ein Ausblick auf eine bessere Zukunft. Deren potentielle Wurzeln liegen bereits in der Kommune, auf deren „Spuren“ man sich im nächsten Kapitel begibt (20–50, hier 50). Beispielsweise treffen die Sterns auf Robert-Jean und Karl Longuet, die Urenkel von Karl und Jenny Marx und „Söhne des sozialistischen Politikers Jean Longuet“ (36). Angesichts der Nachricht über die Explosion einer Bombe auf dem Londoner Highgate-Friedhof, einem offensichtlich rechtsradikal motivierten Anschlag auf das Grab von Marx, stellt man fest: „Als ob irgendeine Macht der Welt – von ein paar faschistischen Rowdys ganz zu schweigen – den von Marx zur Maxime geprägten, von den Kommunarden erträumten, in unserer

Zeit zur Riesenkraft gewordenen proletarischen Internationalismus zerbrechen könnte.“ (50) Das Folgekapitel (51–[82]) ist dem Gewerkschaftsfunktionär Jean-Pierre Timbaud gewidmet und kann als formales Lehrstück in Sachen Kommunismus gelesen werden:

Bevor sich die Gewehre der deutschen Faschisten auf ihn entluden, da raffte Timbaud all seine Kräfte, all die Gefühle und Gedanken, die seinem Leben und Sterben ihren Sinn gaben, zum letztenmal zusammen, da brach seine im nächsten Augenblick für immer verlöschende Stimme in den leidenschaftlichen Schrei aus:

„Es lebe die Kommunistische Partei Deutschlands!“ ([82])

Passagen dieser Art sind typisch für Sterns Buch. Zentrales Prinzip ist die Schilderung von Begegnungen mit anderen Menschen, die sie zu mehr oder minder wichtigen, meist historischen (Schau-)Plätzen führen, beispielsweise in „Bummel zu viert“ (129–[141]), bzw. die Bezugnahme auf historische Personen und zentrale Ereignisse.

Im Kapitel „Jeanne-Marie und Marie-Louise“ (247–[272]) wird der Rolle der Frau in der Kommune nachgegangen, um zusammenfassend festzustellen: „So wie zur Zeit der Kommune haben unzählige Frauen im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben geopfert.“ (270) Ein Besuch im „Betriebskomitee der Renault-Werke“ (273–[302]) erfolgt auf Grund der Zufallsbekanntschaft mit einer Bibliothekarin, die die Sterns gefragt hatten, „ob es in der Renault-Bibliothek auch Bücher über die Pariser Kommune gäbe.“ (273) Sie erfahren:

Über dem letzten Tätigkeitsbericht der Bibliothek stand als Motto: „Nur die Befreiung der Menschen kann die volle Entfaltung der Kultur mit sich bringen. Aber die Verbreitung der Kultur beschleunigt diese Befreiung.“

Das dachten die Kommunarden. Das denken ihre Nachkommen in den Renault-Werken von Billancourt. ([302])

Die 72 Schwarzweiß-Bilder und -Abbildungen erscheinen nicht in Blöcken, sondern sind meist kleinformatig und direkt in den laufenden Text integriert. Dabei erheben die Sterns offenbar keinen Anspruch auf ästhetische im Sinne von ‚schönen‘ oder ‚gefälligen‘ Darstellungen; im Vordergrund steht vielmehr der Anspruch auf Dokumentation. Insofern zeigen die Bilder vor allem Menschen, wenig oder gar nicht bekannte Straßenzüge und machen nicht unbedingt Lust aufs Reisen.

2.5 Rolf Schneider: *Von Paris nach Frankreich. Reisenotizen* (1975)

Einmal abgesehen von dem eingangs erwähnten Band von Reinhold und Münnich setzt einzig Rolf Schneider sich mit dem ganzen Land auseinander. Seine Reise fand im März/April 1973 statt; laut Klappentext verspricht er „einen farbigen Bericht über soziale Verhältnisse, Lebensgewohnheiten und Kultur der Bewohner des Landes zwischen Rhein und Atlantik.“ (Klappentext, innen, links) Dabei stehen für den 1932 in Chemnitz geborenen Schriftsteller durchaus auch literarische Vorbilder im Zentrum. Die Kapitel seines Buches umfassen oft nur eine bzw. wenige Seiten und verleihen dem Gesamttext den Eindruck des Fragmentarischen, das sich zu einem größeren Ganzen zusammenfügt. Während Teil I (7–34) Paris gewidmet ist, unternimmt Schneider in Teil II ([35]–206) eine Reise durch das Land. Gleich zu Beginn stellt er fest:

Ich glaube, man kann London besuchen, ohne ein einziges Mal an Dickens zu denken. Ich glaube, Berlin ist weit vielgestaltiger als die Gestalten von Döblin oder Fallada oder Fontane: ein Dutzend, die sich verlieren unter ein paar Millionen. [...] Ich glaube, es gibt keine Stadt auf der Welt, die so sehr mit schöner Literatur verstellt ist wie Paris. (7)

Schneider reiste mit dem Flugzeug an, wie er zu Beginn berichtet: „Der gleichen sucht das Gehirn heim, während die Linienmaschine der polnischen Luftverkehrsgesellschaft LOT den rechten Flügel senkt, um in einer Schleife zum Anflug anzusetzen auf den kleineren der Aéroports von Paris, Le Bourget.“ (8) Seine „ersten Eindrücke sind Schmutz und rettungslose Übervölkerung“ (9). Leitendes Prinzip ist die Darstellung von Ambivalenzen; dabei bezieht sich Schneider explizit auf Butor: „Der französische Schriftsteller Michel Butor schrieb einen Aufsatz *Ich hasse Paris*. Er begründet seinen Haß mit lauter Erklärungen seiner Liebe.“ (11; Hervorhebung im Original)

In einem ersten Schritt (vgl. I, [5]–34) versucht der Autor sich der Hauptstadt und ihrer Geschichte im Stadtmuseum Carnavalet (vgl. 13) zu nähern. An der Bastille, wo er auf dem stillgelegten Bahnhof die „Tage des marxistischen Buches“ besucht (15), erklärt er: „Für die Parti Communiste Français votieren seit dem Kriegsende mindestens ein Fünftel der französischen Wähler.“ (15) Teil II beginnt mit dem Kauf einer Frankreich-Karte, denn: „Ich will ein wenig in diesem Lande umherreisen. Ich habe dazu knapp vier Wochen Zeit und etwas Geld, herrührend aus einem Veröffentlichungshonorar.“ (37) Frankreich erscheint ihm als „teures Reiseland“ (37);

über sein Reiseprojekt erklärt er: „Ich werde, nehme ich mir vor, es nach den Angeboten der Windrose und mit jeder Grundhimmelsrichtung einmal versuchen. Was mir dabei über den Weg läuft und wem ich über den Weg laufe, soll, sofern es nach mir geht, mit Dingen der Kultur befaßt sein.“ (38)

Seine Reise führt ihn zunächst in die Normandie, wo er u. a. Dieppe, Rouen, Honfleur, Trouville, Bayeux, Caen, Coutances, Granville und den Mont-Saint-Michel besucht (vgl. 40–75). In Dieppe stellt er fest: „Lenins Definition von den zwei Kulturen in der Klassengesellschaft läßt sich nirgendwo sonst so mit Händen greifen wie in Frankreich. Wobei, was das Sprechtheater anlangt, es mittlerweile bloß noch eine Kultur gibt: die des Volkes. Die Bourgeoise läßt die ihre verludern.“ (44) Im gleichen Zusammenhang meint er zu erkennen: „Die wirklich wichtigen Bühnenleute in Frankreich arbeiten, direkt oder indirekt, unter dem Zeichen von Hammer und Sichel.“ (47) Rouen beeindruckt ihn wenig: „Die Kathedrale hat im Krieg gelitten. Man kann es noch erkennen. [...] Auf unbestimmte Weise riecht es hier nach nächtlich abgeschlagenem Urin, versetzt mit dem Aroma fauliger Äpfel, das läßt auf den Genuß von Calvados schließen, der ein normannischer Apfelschnaps ist.“ (49) Unabhängig von den unmittelbar ortsbezogenen Äußerungen bezieht Schneider sich immer wieder auf den Schauspieler Jean-Louis Barrault (vgl. insbesondere 50f.), den er zusammenfassend wie folgt charakterisiert: „Barrault ist modern und traditionell, ein jüngerer Greis, ein großer Köhner mit einer naiven Seele, dessen geistige Welt dort endet, wo der Bühnenraum endet.“ (51)

Im Zentrum auch von Schneiders Buch steht die Darstellung der ambivalenten Aspekte des Landes: „Menschliche Siedlung hinterläßt Spuren, auch Schmutzspuren. Die sind hier detailliert zu besichtigen.“ (54) Und weiter heißt es: „[...] politischer Konservatismus ist mir ziemlich zuwider. Aber es ist so, daß hier wie sonst in Frankreich das Widersprüchliche offen zutage tritt. Es wird nicht übertüncht.“ (54) In Caen wird der Erzähler Zeuge einer Demonstration gegen das von Verteidigungsminister Debré geplante Gesetz, das Vorrecht aufzuheben, „alle Studenten automatisch von der Rekrutierung“ zurückzustellen (57). Parallel zu diesen Ereignissen verfolgt er in den Zeitungen die Fortsetzung eines Streiks bei Renault (vgl. 200).

Im Hinblick auf sein Interesse an einer Auseinandersetzung mit Frankreich spielen mehrere prominente Personen eine Schlüsselrolle: „Denke ich darüber nach, woher meine besondere Neugierde auf dieses Land Frankreich rührt, sehe ich meine Erinnerung sofort zurückgeworfen auf die Begegnungen mit einem Mann, und der hieß Victor Klemperer.“ Unmittelbar

danach fragt er: „Kennt man ihn noch? Ich weiß es nicht.“ (66) Er geht auf Klemperers „Weg aus einem großbürgerlichen Elternhaus zu den Überzeugungen des Marxismus“ ein (71) und porträtiert dann die zweite für ihn wichtige Schlüsselperson: „Überlege ich, woher meine besondere Neugierde auf dieses Land Frankreich rührt, habe ich auch den Namen des Lyrikers Stephan Hermlin zu nennen.“ (85) Jener „besitzt, mehr als irgendein Mensch, den ich kenne, die besondere französische Art des Umgangs mit dem Ästhetischen, eine natürliche Identität zwischen Leben und Kunst.“ (90)

In Versailles (vgl. 100–103) bezieht Schneider sich auf die besondere Rolle des Spiegelsaals für die deutsche Geschichte, wobei er sich explizit vom Deutschen Reich und den damit verbundenen Implikationen abgrenzt: „Ich bin ein Sprecher deutscher Sprache und Bürger eines Staates, für dessen Selbstverständnis dieser Spiegelsaal nichts ist als eine negative historische Erinnerung. [...] Das hier gezeugte Deutschland ist tot.“ (103) In Strasbourg (vgl. 104–113) und Sesenheim (vgl. 114f.) wandelt er auf den Spuren Goethes, aber auch der jüngeren deutsch-französischen Geschichte sowie René Schickeles (vgl. 110). Der Besuch des Elsass ist ihm zudem Anlass für einen Vergleich mit der Bundesrepublik Deutschland:

Die Dörfer im Elsaß wirken wie Varianten entsprechender Dörfer im Breisgau. Der historische Stadtkern von Strasbourg erinnert in vielem an den historischen Stadtkern des rechtsrheinischen Freiburg. Wie das mal war, muß sofort hinzugefügt werden, denn dort hat inzwischen amerikanische Betonwut eingesetzt und mutet der Umgebung von Freiburgs Münster die todtraurige Glätte der Kaufhof- und Karstadt-Architekturen zu. In Strasbourg ist dies nicht so. Die öde Dash- und Omo-Sauberkeit westdeutscher Siedlungen, großer und kleiner, ist westlich des Rheins nicht anzutreffen. Auch östlich des Rheins ist sie nur Augenwischerei angesichts einer chemischen Verschmutzung, an der unter anderem Dash und Omo nicht geringen Anteil haben. (108)

Derartige Äußerungen mögen aus heutiger Perspektive angesichts der Umweltsituation in der DDR befremdlich wirken, sind aber wohl ausschließlich ideologisch motiviert. – Schneider reist weiter in die Provence und erklärt in Nîmes:

Ausbeutung ist in Frankreich eine jedem Arbeiter einsehbare Realität. Eine spät-kapitalistische Trostformel wie Sozialpartnerschaft läßt sich hier nicht predigen. Die Unterwanderung durch kleinbürgerliches Prestige-Denken, wie es das etwa in Westdeutschland gibt, findet hier nicht statt. Französische Arbeiter, jede Filmaufnahme von Meetings und Demonstrationen, jeder Besuch in den Caféhäusern der proletarischen Stadtviertel teilt dies mit, besitzen einen hohen Stolz und ein natürliches Selbstbewußtsein. (146)

Schließlich geht er auf die „statistische Durchschnittsexistenz [...] Monsieur Dupont“ (148–153, hier 148) ein und kommt auf die Sportzeitung *L'Equipe* zu sprechen, der eine besondere Funktion zufällt: „Ihr oder vielmehr dem allgemeinen Sportenthusiasmus in Frankreich ist es unter anderem zu danken, daß die Existenz eines Staates namens R.D.A. oder DDR in das Bewußtsein auch jener Franzosen rückte, die sich nicht unmittelbar für Außenpolitik interessieren.“ (151) Im Anschluss an Reflexionen über die französischen Gewerkschaften und erneut die *PCF* (vgl. 153–155) prophezeit Schneider: „Der Tag ist abzusehen, da bei Wahlen der Stimmenanteil der Linken an die Fünfzig-Prozent-Grenze rückt und diese Grenze schließlich überschreitet.“ (155)

Das Ende der Reise wird sehr bewusst erlebt und entsprechend gestaltet: So wählt Schneider auf Seite 204 gleich drei Mal die Formulierung ‚zum letztenmal‘. Noch im Flugzeug, blickt er bereits zurück: „Das Flugzeug wird in seinem Inneren aus einer anderen Welt sein; kaum daß ich den Sicherheitsgurt festzurre, werden Île de France, Normandie, Bretagne, die Pyrenäen, die Provence nur noch melancholische Andenken sein, die ich mit bunten Mitbringseeln notdürftig illustriere.“ (205f.) Und „im vertrauten Bett“ stellt er mit einer gewissen Melancholie fest: „[...] ich werde den Klang der Namen schmecken, und eine Sehnsucht wird mich heimsuchen, die ich fortan mit mir zu tragen habe, in alle märkischen Alltage hinein, lebenslang.“ (206)

2.6 Heinz Czechowski: *Von Paris nach Montmartre* (1981)

Heinz Czechowskis Buch enthält klare Angaben über den Besuch in Paris und die Entstehung des Bandes: „Der Autor fotografierte im Januar 1977 in Paris. Der Text und die Gedichte entstanden im Sommer 1978 in Wuischke am Czorneboh.“ (Vorsatz ohne Paginierung; im Original in Kapitälchen) Offensichtlich ist der Text vor allem aus der Erinnerung heraus geschrieben; die damit verbundenen Schwierigkeiten beschreibt Czechowski gleich zu Beginn:

Tagelange Suche nach dem, was man einen Anfang nennen könnte. Umherirren im Grasgarten.

Nun, da es gilt, die Erinnerungen wieder aus dem heraustreten zu lassen, was sie einmal waren: nämlich erlebte Wirklichkeit, fühlt man wieder die Luft, die man einmal geatmet hat und die jetzt, gehärtet wie Gips, all das in sich einschließt, was doch einmal transparent und beweglich gewesen ist. (7)

Ausführlich geht er auf die Anreise ein:

Gegenwärtig ist unser Abteil im Kurswagen Warschau–Paris, den wir in Berlin, Bahnhof Friedrichstraße, bestiegen haben, in letzter Minute von der freundlichen Kollegin im Ministerium für Kultur mit der Zugfahrkarte versehen, nachdem sich unser bereits gebuchtes Flugticket als wertlos erwiesen hat, weil der europäische Flugverkehr dem Nebel erlegen ist.

Die gute alte Eisenbahn [...] hat uns dieses Mal nicht im Stich gelassen. Und unseren Speisewagen, der uns mit vertrauten Gerüchen begrüßt, haben wir aus der DDR mitgebracht: einen Mitropa-Wagen, [...] in dem man, theoretisch, quasi bis nach Paris in heimischen Scheinen und Münzen Zahlen könnte, wenn er nicht pünktlich um vierundzwanzig Uhr geschlossen würde: DDR-Polizeistunde also auch im anderen Land. (9)

Im Speisewagen kommt es zu einem Treffen mit in Westberlin zugestiegenen Veteranen des Algerienkrieges (vgl. 10–12); in der Begegnung mit anderen Reisenden thematisiert Czechowski seinen DDR-Hintergrund:

Nein, wir leugnen unsere Vergangenheit nicht, die uns nicht einig gemacht hat mit uns selbst. Aber ideologische und historische Fixierungen sind schnell zu Munde: Man verständigt sich in diesen internationalen Schnellzügen in der gemeinsamen Muttersprache, ohne sich zu verstehen.

Sprechblasen-Austausch, mehrfach erlebt an diesem Tag, Gespräche, fast immer eingeleitet mit der Frage: „Sie kommen aus der DDR?“ oder beendet mit dem Ausruf: „Ach so, Sie sind aus der DDR!“ Dabei – fast immer – ein gelindes Erstaunen, wenn man sich, wider Erwarten, nicht gleich strammstehend zu dem Staat bekennt, dem man angehört, sondern schlichter von Dresden, Halle oder einem Flecken in der Lausitz spricht, wo man zu leben gewillt ist, weil man sich dort zu Hause fühlt. (12)

Wie die meisten anderen Autoren der hier thematisierten Frankreich-Bücher, geht auch Czechowski auf das bereits vorhandene eigene Bild der Stadt ein, das er ins Verhältnis zu dem neu entsehenden Bild setzt:

Die oft gelesene und keineswegs verblüffende Wendung, diese oder jene Stadt sei ganz *anders*, als man sie sich vorgestellt habe, scheint hier nicht zuzutreffen: Man *kenn*t Paris, noch ehe man die Stadt betreten hat. Breitwand-Color läßt Helden über die Dächer der Galeries Lafayette spazieren, veranstaltet Gangsterjagden durch Metro-Tunnel und spart im übrigen nicht mit den berühmten Veduten. (19; Hervorhebungen im Original)

Dabei analysiert der 1935 in Dresden geborene Dichter stets auch den eigenen Blick; auf Grund der knapp bemessenen Zeit von zehn Tagen (vgl. 61) verfügt er über eine „gesteigerte Intensität, das Vermögen, die Bilder schärfer zu sehen“ (61). Der Problematik, Gesehenes allzu leicht als repräsentativ aufzufassen, ist sich der Schriftsteller durchaus bewusst: „Euphorisch gestimmt, sind wir bereit, ein Detail für das Ganze zu nehmen, die

Szenerie des Bistro in der Rue Vaneau als das Pariser Leben schlechthin.“

(49) Immer wieder überprüft der Dichter die eigene Wahrnehmung:

Und sind wir bisher nicht überhaupt nur Gäste einer Traumwelt gewesen? Ist dieses graue Paris, diese im Januarlicht erscheinende Stadt, nur der Hintergrund einer Inszenierung, die von Schatten belebt ist? Und ist die Wirklichkeit hier einige Meter unter dem Asphalt nicht noch weniger wirklich als das, was wir zu sehen vermeinten? (42)

Czechowski unternimmt Spaziergänge durch die Stadt, unter anderem über den Boulevard Saint-Michel und den Père-Lachaise, dem ein komplettes Kapitel gewidmet ist (vgl. 85–91). Dabei erinnert er immer wieder an Schriftsteller und deren Werke, zum Beispiel an Joseph Roth (vgl. 12), Paul Eluard (vgl. 37), Georg Büchner (vgl. ebd.), Rainer Maria Rilke (vgl. 62/64, 74, 113), Yvan Goll (vgl. 64–66, 74), Heinrich Heine (vgl. 70, 113–124) – der schließlich auch persönlich angesprochen wird – und Johann Wolfgang von Goethe (78); hinzu kommen weitere französische Dichter wie Victor Hugo, Alfred de Musset und Honoré de Balzac (alle vgl. 78), der Marquis de Sade (vgl. 62), Stendhal (vgl. 114), Emile Zola (vgl. 114), außerdem Leo Tolstoi (vgl. 55) und „Molière, La Fontaine, [...] Beaumarchais, Marcel Proust, Börne [...]“ (86), die auf dem Père-Lachaise begraben liegen. Geschildert wird auch eine Begegnung mit Claire Goll (vgl. 51–59), die Czechowski wegen der Ausgabe der Werke Yvan Golls besucht (vgl. 55); jenes Kapitel geht schließlich in eine imaginäre Ansprache der zwischen Besuch und Schreibprozess verstorbenen Claire Goll über (vgl. 56–59). Der Literatur kommt bei Czechowski eine doppelte Funktion zu – sowohl als Medium der Erinnerung als auch als Medium, das dazu dient, die Wahrnehmung der Gegenwart zu lenken. Der über die Literatur vermittelte und somit historisch determinierte Blick bestimmt also auch die Rezeption der Gegenwart in nicht zu unterschätzendem Maße. Dies verdeutlicht Czechowski an mehreren Beispielen:

Derartige Epiphanien, die uns Städte, die notwendigerweise fremd bleiben müssen, selten genug vermitteln, kennen wir aus der Literatur: das Warschau Alexander Blocks, das Dublin von Joyce, das Paris Rilkes im *Malte* lassen Ahnungen in uns entstehen, die wir möglichst bestätigt sehen wollen, wenn wir diese Städte eines Tages besuchen sollten. (66/68; Hervorhebung im Original)

Neben den Literaten fungieren auch die Kommunarden (vgl. 88f.), ähnlich wie bei den Sterns, als Bezugsgrößen. Eine Besonderheit von Czechowskis Band sind die von ihm selbst stammenden Gedichte: *Altes Hotel* (28f.), *L'exécution de Zuckermann* (92f.), *Und es fiel ein Wort aus Stein* (125f.; alle

Titel im Original in Kapitälchen), die eine ergänzende Sichtweise auf die Stadt bieten. *Von Paris nach Montmartre* enthält keine Bildblöcke, sondern direkt in den Text integrierte Schwarz-Weiß-Fotos, die vom Autor selbst stammen.

2.7 Ralph Klingsieck: *Rendezvous mit Paris* (1986)

Über den Autor Ralph Klingsieck ist weder im Klappentext noch im Prolog „Paris ist eine Welt“ ([5]–[19]) etwas zu erfahren. Eingangs heißt es: „Von Paris hat jeder seine eigene Vorstellung – und alle sind sie auf ihre Art zutreffend. Paris muß man von allen Seiten betrachten, und auch dann wird man nie ganz die unvergleichliche Vielfalt dieser großen Stadt erfassen können.“ (6) Gleich zu Beginn wird eine politische Motivation für die Auseinandersetzung mit Paris genannt: „Die Arbeiter fanden ihren Dichter in Louis Aragon und neue Hoffnung in der Volksfront 1936, und wieder wurde Paris zum Exil, diesmal für deutsche Antifaschisten und fortschrittliche Künstler wie die Brüder Mann, Lion Feuchtwanger und viele, viele andere.“ (7) Differenziert geht Klingsieck auf die damalige Linksinregierung unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Kommunisten (vgl. 18f.) ein, gibt einen Überblick über die Stadtgeschichte („Am Anfang war eine Seine-Insel“, [20]–[42]), weist dabei aber konsequent auf die Schattenseiten der französischen Metropole hin, beispielsweise die schlechte Wasserqualität (vgl. 35/38) und die Situation der „Clochards“ (vgl. 38–[42]), die „Weihnachten unter der Brücke“ feiern:

Mehr als 1 000 Clochards finden sich gewöhnlich dazu ein, doch nicht nur sie – Hunderte Schaulustige drängen sich, um einen Blick auf das pittoreske Bild menschlichen Elends zu werfen. Sie gleichen Aasgeiern und ergänzen treffend das Bild von einer Gesellschaft, zu deren Bodensatz die Clochards gehören. ([42])

Soziale Ungleichheit und der Mangel an Chancengleichheit im Paris der Gegenwart werden damit zu einem zentralen Moment von Klingsiecks Darstellung, wie an der folgenden Beschreibung ausgewählter Schulen deutlich wird: „Zahlreich sind in diesem Viertel die Privatschulen, denen Jungen und Mädchen an der Hand ihrer Mütter oder Kindermädchen zustreben, meist gekleidet in vornehmes Dunkelblau und auf dem Gesicht schon den blasierten Ausdruck des Standes tragend.“ (177)

Unter den im Rahmen dieses Beitrags untersuchten Darstellungen ist die von Klingsieck diejenige, in der das Verhältnis DDR–Frankreich am ausführlichsten thematisiert wird. Allerdings fällt bei der Nennung offizieller

Institutionen eine Distanzierung vom Gegenstand auf, die sprachlich durch den Einsatz von Zitaten und indirekter Rede erreicht wird. So heißt es beispielsweise nach einem kurzen Hinweis auf das Kulturzentrum der DDR am Boulevard Saint-Germain:

Diese Traditionen wurden als eine tragfähige Basis für vertrauensvolle Zusammenarbeit bezeichnet, die die politische Ordnung und Wertvorstellungen der anderen respektiere. Das Kulturzentrum in Paris solle „dazu beitragen, die Früchte der Entspannungspolitik mehren zu helfen und den Kampf um die Erhaltung und Festigung des Friedens zu fördern“. (195)

Der Karikaturist Jean Effel wird zunächst wörtlich zitiert:

„Ich bin aus tiefstem Herzen Franzose, und als solcher mache ich mir Gedanken über die Beziehungen zwischen unseren Völkern. Darum verfolge ich mit großer Sorge die Entwicklung in der BRD, und ich sehe mit großer Freude, daß bei Ihnen in der DDR die Menschen entschlossen sind, den Frieden zu erhalten. [...]“ (199)

Weiter heißt es, nun im Wechsel zwischen indirekter und direkter Rede:

Dabei gebe es so viel Berichtenswertes über die DDR, meinte Jean Effel, die Erfolge fleißiger Arbeit seien überwältigend, vor allem aber der konsequente Bruch mit der Vergangenheit und der Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung, die für ihn die Verkörperung des Humanismus ist. „Es ist eine große Freude gerade für einen Franzosen, zu sehen, daß es ein Deutschland gibt, das keine Ausbeutung und keine annexionistischen Ambitionen gegen seine Nachbarn kennt.“ (201)

Abschreckend fallen Einblicke in das Pariser Nachtleben aus: Das Kapitel „Im Schein von ‚Moulin Rouge‘“ ([246]–[267]) ist vor allem historisch angelegt. Kritik wird zunächst in mehrdeutigen Bildunterschriften deutlich: „Pigalle bietet Vergnügungen jeglicher Art“ ([248]) und „Alles wird hier vermarktet“ ([249]). Zugleich wird ein Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart evoziert, das auch den Einfluss des Kapitalismus zeigt:

Die paar Läden, die wie eh und je auf frivole Reizwäsche spezialisiert sind, können kaum noch existieren neben den immer zahlreicheren Sex-Shops mit einem breiten Angebot pornographischer Bücher und Illustrierten, Dia-Serien, Schmalfilmen und Videobändern sowie aufblasbaren Gummi-Frauen, Riemen, Ketten, Peitschen und derlei zur Aufreizung der abgestumpften Sinne. (264)

Große Verdienste haben sich laut Klingsieck die kommunistischen Stadtverwaltungen (vgl. 344–[347]) erworben – im Gegensatz zu denen von Versailles und La Défense; mit ihrer Beschreibung und damit einmal mehr einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft endet das Buch.

Klingsieck thematisiert nicht die Reise selbst, sondern versteht sein Buch offensichtlich eher als Darstellung von Paris denn als Erlebnisbericht. *Rendezvous mit Paris* enthält keine umfangreichen Bildblöcke. Sämtliche Bilder und zeichnerischen Abbildungen sind integriert, wobei die teilweise farbigen Aufnahmen eher ‚touristische‘ Blicke auf die Stadt bieten und – im Gegensatz zu einigen Bildunterschriften – wenig kämpferisch wirken; als Besonderheit kann bedingt die Bildunterschrift „Denkmal der KZ-Opfer“ auf dem Père-Lachaise ([300]) gelten.

2.8 Roger Melis: *Paris zu Fuß* (1986)

Vom Konzept her am ehesten mit Reinholds und Münnichs 1958 erschienenem Band vergleichbar ist Roger Melis' fast dreißig Jahre später erschienenen Buch *Paris zu Fuß*: Auch hier stehen die Fotografien gegenüber dem Text im Vordergrund. Der Rückseite des Buches ist der exakte Reisezeitraum zu entnehmen: 8. April bis 8. Mai 1982, wobei der 1940 in Berlin geborene Fotograf seine Tätigkeit reflektiert:

Diese Reise ist für mich eine Herausforderung. „Studienaufenthalt“ ist kein konkreter Auftrag. Also laufe ich täglich vom frühen Morgen bis zum Dunkelwerden, die Kamera in der Hand, durch die Stadt. Vier Wochen sind eine lange Zeit, wenn man allein ist. Keiner teilt meine Freude, keiner muß mit mir an kalten, nassen Tagen frieren. (Rückseite)

Melis versteht die durchgängig in Schwarz-Weiß gehaltenen Bilder als sein „Paris-Porträt“ (s. o.), wobei Stephan Hermlin in seinem Geleitwort davon ausgeht, Paris sei „totfotografiert“ (Hermlin 1986, 5). Hermlin ist es auch, der die eigentliche ‚Unmöglichkeit‘ von Melis' Reise thematisiert:

Und nun kommt also ein ziemlich junger Reisender nach Paris, aus der Deutschen Demokratischen Republik, von wo man nicht so einfach nach Paris reisen kann – der Fotograf Roger Melis, der sich, vor allem durch seine Porträts, einen guten Namen gemacht hat. Wie dem auch sei, er hat Glück gehabt, er konnte nach Paris fahren, Freunde haben ihn aufgenommen, er hat sich umgesehen. Was bemerkt ein DDR-Bürger, der dazu noch Fotograf ist, bei seinem ersten Besuch (ich wünsche ihm weitere) in Paris? Er kennt sich nicht aus, er ist kaum der Landessprache kundig, er hat so gut wie kein Geld. (ebd., 7)

Die Bildunterschriften verweisen lediglich auf Orte, also Straßenangaben oder Namen von Kirchen, Denkmälern und weiteren Sehenswürdigkeiten. Es dominieren ungewöhnliche Detailansichten und Aufnahmen, die Straßenszenen, Menschen mit Migrationshintergrund, Szenen aus der Arbeitswelt, Markttreiben und Situationen in Cafés zeigen; dabei bilden die Fotografien

häufig Bewegungen ab und betonen Gegenüberstellungen und Kontraste. Im Gegensatz zu vielen der früher erschienenen Bände über Frankreich erscheinen die Bilder bei Melis selten explizit politisiert; eine Ausnahme stellen allenfalls neun Fotos der Kundgebungen zum 1. Mai dar (vgl. 88–97), die unter anderem Gewerkschaftsmitglieder und einen jungen Mann mit der kommunistischen Zeitung „L’Humanité“ zeigen, sowie ein Foto, das die Unterschrift „Rue du 4e Septembre. Streik bei Société Générale“ (130) trägt. Die politische Dimension der Fotos ist jedoch bereits in den Motiven selbst angelegt und wird nicht durch die Bildunterschriften generiert.

3 Zusammenfassung – Schlussbemerkungen

Fasst man das sich bietende Bild zusammen, so ist eine Entwicklung zu erkennen, die als Ent-Politisierung der Frankreich-Reisebücher bezeichnet werden kann: Enthalten einige der frühen Texte geradezu Lehrstücke in Sachen Kommunismus, so tritt dieser Aspekt in den späteren Texten zurück und wird, z. B. bei Schneider, durch die Abgrenzung von der Bundesrepublik ersetzt oder fällt komplett weg. Dies hängt sicher auch mit den einzelnen Autoren und deren persönlichem Hintergrund zusammen: Die Biographien, insbesondere Fred Wanders und der Sterns, können unmittelbar mit dem antifaschistischen Gründungsmythos der DDR verknüpft werden. Frankreich dürfte sich in besonderem Maße als Reiseziel angeboten haben, da die Kommunistische Partei dort zumindest bis Anfang/Mitte der achtziger Jahre hinein relativ stark war und somit eine nicht unberechtigte Hoffnung auf gesellschaftliche Veränderungen im Sinne der offiziellen Politik der DDR bestand.

Für alle Autoren gilt, dass sie zwar individuelle Erfahrungen beschreiben und häufig auch den Wahrnehmungs- und Schreibprozess thematisieren und kritisch hinterfragen, aber dennoch versuchen, mehr oder minder allgemein gültige Aussagen zu treffen. Dies kommt bisweilen der Quadratur des Kreises gleich – erst recht, wenn ideologisch motivierte Aspekte hinzutreten. Insofern sind sämtliche Reisebücher immer auch Spiegel der jeweiligen (gesellschafts-)politischen Zustände im eigenen Staat. Wanders Reisebücher, bedingt auch das Buch der Sterns, nehmen eine Sonderstellung ein, da der Autor Frankreich bereits als Ort des Exils kannte. In diesem Zusammenhang ist Hannes Krauss zuzustimmen, der betont, Wanders Schreiben könne

verstanden werden als lebenslanger Versuch, eine zumindest provisorische Ordnung in diese [insbesondere auf Grund seiner Lagererfahrung; F. Th. G.] chaotische Bilderwelt zu bringen – durch Fixierung einzelner Sequenzen in

Beobachtungen und Erzählungen. Das funktioniert nicht linear, manches überlagert, anderes wiederholt sich – aber einer genauen Lektüre entschlüsseln sich die Einzeltexte letztlich als Elemente eines Großtextes zum Thema Überleben und Weiterleben. (Krauss 2005, 173)

Krauss zufolge sind die Reisebücher ein „ganz wichtiger Bestandteil dieses Großtextes“ (ebd.). Die verschiedenen Fassungen von Wanders Autobiographie *Das gute Leben* (1996/2006) bestätigen dies.

Die Beschäftigung mit Paris dominiert in fast allen Büchern und entspricht damit nicht den meisten anderen Reisebüchern aus der DDR über andere Länder. Zwar veröffentlichten Hermann Kant und Lothar Reher den sich zunächst im Titel auf die Hauptstadt beziehenden Band *In Stockholm*, jedoch wird in fast allen anderen Büchern aus der DDR über andere Länder ein sich auf das gesamte Land erstreckender Anspruch erhoben. Es fällt auf, dass keine Bezugnahmen aufeinander erfolgen und die Bände keine weiterführenden Lektürehinweise enthalten, einmal abgesehen von der Nennung verbreiteter literarischer Texte. Dies erstaunt angesichts des Ausnahmecharakters der eigentlich ‚unmöglichen‘ Reisen.

Abschließend sei bemerkt, dass nahezu ausschließlich Männer reisen. In den Westen reisende Frauen gibt es zwar; sie finden jedoch eher als ‚Anhängsel‘ ihrer schreibenden Ehemänner Erwähnung, wobei Maxie Wander immerhin bei dem hier nicht weiter betrachteten Band *Provenzalische Reise* (1978) als Mitautorin erscheint. Dieser Befund wirft Fragen nach dem tatsächlichen Stand der Gleichberechtigung in der DDR auf, aber auch solche nach der Vergabe von Aufträgen für die Reisebücher Richtung Westen.

Literaturverzeichnis

- Czechowski, Heinz. 1991. *Von Paris nach Montmartre. Erlebnis einer Stadt*. 4. Auflage. Halle (S.)/Leipzig: Mitteldeutscher Verlag [zuerst 1981].
- Hermlin, Stephan. 1986. [o.T.]. In: Melis, Roger: *Paris zu Fuß. 160 Fotografien*, 5–7. Berlin (DDR): Volk und Welt.
- Klingsieck Ralf. 1986. *Rendezvous mit PARIS*. 2. Auflage. Leipzig: F.A. Brockhaus.
- Krauss, Hannes. 2005. (W)anders Reisen. Reiseberichte aus zwei Jahrzehnten. In: Grünzweig, Walter & Seeber, Ursula (Hrsg.). *Fred Wander. Leben und Werk*, 172–187. Bonn: Weidle.
- Melis, Roger. 1986. *Paris zu Fuß. 160 Fotografien*. Mit einem Geleitwort von Stephan Hermlin. Berlin (DDR): Volk und Welt.
- Reinhold, Gerhard & Münnich, Horst (Hrsg.). 1958. *Frankreich*. Leipzig: F.A. Brockhaus.
- Schneider, Rolf. 1975. *Von Paris nach Frankreich. Reisenotizen*. Rostock: Hinstorff.

- Stern, Kurt & Stern, Jeanne. 1977. *Schauplatz Paris*. 4. Auflage. Berlin (DDR): Neues Leben [zuerst 1972].
- Wander, Fred. 1958. *Korsika – noch nicht entdeckt*. Berlin (DDR): Neues Leben.
- Wander, Fred. 1967. *Doppeltes Antlitz. Pariser Impressionen*. 2. Auflage. Berlin (DDR): Volk und Welt.
- Wander, Fred. 1996. *Das gute Leben. Erinnerungen*. München/Wien: Hanser.
- Wander, Fred. 2006. *Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken. Erinnerungen*. Göttingen: Wallstein.
- Wander, Fred & Wander, Maxie. 1978. *Provenzalische Reise*. Leipzig: F.A. Brockhaus.
- Zwimer, Barbara. 1986: „*Besseres Land – schöne Welt*“. *Sozialistischer Patriotismus und Welterfahrung in der Reiseliteratur der DDR nach dem VIII. Parteitag der SED 1971*. Berlin: Freie Universität Berlin [Diss.].
-

Frank Thomas Grub
Institutionen för språk och litteraturer/Tyska
Göteborgs universitet
Box 200, SE-405 30 Göteborg
frank.thomas.grub@tyska.gu.se

Thorsten Pöplow

**„Nur diese Hässlichkeit bewirkt, dass sie
immerzu Geschichten erzählen muss.“
Scheitern als Auslöser groppenhaften
Erzählens in Norbert Scheuers
*Überm Rauschen***

Keine Fischsuppe ohne Vorgeschichte.
(Grass 2007, 22)

Einleitung

In seinem Buch *Dolda Principer. Kultur- och litteraturteoretiska studier (Versteckte Prinzipien. Kultur- und Literaturtheoretische Studien, Übersetzung T. P.)* beschäftigt sich Torsten Pettersson unter anderem mit der Frage, was Wissenschaftlichkeit bzw. deren Bewertung in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen im (schwedischen) Universitätssystem ausmacht. Als erstes entscheidendes Kriterium zum wissenschaftlichen Wert einer Untersuchung nennt er Folgendes:

Ett första kriterium på vetenskapligt värde är att forskningsämnet bedöms vara *väsentligt-betydelseöst*. Vill man hålla sig inom vetenskapens rāmärken kan man inte välja ett ämne som anses vara helt trivialt ("Abborren som motiv i svensk 1900-talslitteratur") eller utgå från föreställningar som vetenskaps-samhället förkastar ("Stjärnbildernas inverkan på svenska statsministrars beslutsfattande"). Sådana fadäser är emellertid mycket sällsynta – känslan för vilken typ av ämnen som är vetenskapligt acceptabel är också hos begynnande forskare djupt internaliserad. (Pettersson 2002, 20)¹

¹ Meine Übersetzung: „Das erste Kriterium für wissenschaftlichen Wert ist, dass das Forschungsthema bewertet wird, indem es zwischen den Polen *wesentlich* bzw. *bedeutungslos* eingeordnet wird. Will man sich innerhalb der Grenzfällen der Wissenschaft bewegen, kann man kein Thema wählen, das als völlig trivial angesehen wird („Der Barsch als Motiv in der schwedischen Literatur des 20. Jahrhunderts“) oder das von Vorstellungen ausgeht, die die Wissenschaftsgemeinde verwirft („Der Einfluss der Sternbilder auf die Entschlüsse schwedischer Ministerpräsidenten“). Solche Fauxpas/Schnitzer sind jedoch sehr selten – ein Gefühl dafür, welche Art von Themen wissenschaftlich akzeptabel ist, ist auch bei jungen Forschern bereits tief verankert.“

Jendis, Mareike, Malmqvist, Anita & Valfridsson, Ingela (Hrsg.): *Text im Kontext 9. Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, 7.–8. Mai 2010, Umeå*, 45–61. Umeå: Umeå universitet (Umeå Studies in Language and Literature 14).

Obwohl Pettersson betont, dass die Urteile „wesentlich“, „bedeutungslos“, „peripher“ bzw. „zentral“ (Pettersson 2002, 20–21; Übersetzung T. P.) sowie die damit verknüpften Bewertungsmaßstäbe Veränderungen unterworfen sind, ist – im Gegensatz zum hypothetischen Forschungsvorhaben „Der Einfluss der Sternbilder auf die Entschlüsse schwedischer Ministerpräsidenten“ – nicht ersichtlich, weshalb „Der Barsch in der schwedischen Literatur des 20. Jahrhunderts“ ein Paradebeispiel für ein triviales Forschungsthema mit geringem wissenschaftlichem Wert darstellen soll. Es ließe sich noch mehr gegen Petterssons Kriterium einwenden; da es in dieser Untersuchung jedoch um die Groppe (*Cottus gobio*) gehen soll, beschränkt sich die Kritik hier auf den offenbar nicht erklärungsbedürftigen Umstand, dass Fische als Motive in der Literatur nicht untersuchungswürdig seien. Denn es ist keinesfalls abwegig, dass eine Studie zum „Barsch in der schwedischen Literatur des 20. Jahrhunderts“ etwa im Rahmen des sogenannten Ecocriticism, für den Hofer die deutsche Bezeichnung „ökologisch orientierte Literaturwissenschaft“ (Hofer 2007, bes. 172–173) vorschlägt, sowie für andere Forschungs- oder Wissenschaftszweige durchaus „wesentlich“ und „zentral“ (Pettersson 2002, 20; Übersetzung T. P.) sein kann. Stimmt man Greg Garrard in seiner Einschätzung der Entwicklungstendenzen innerhalb des Ecocriticism zu, dürfte eine Untersuchung zu Fischen in der Literatur für diesen Zweig der Literaturwissenschaft durchaus als zentral gelten:

As ecocritics seek to offer a truly transformative discourse, enabling us to analyse and criticise the world in which we live, attention is increasingly given to the broad range of cultural processes and products in which, and through which, the complex negotiations of nature and culture take place. (Garrard 2004, 4)

Ein Aspekt dieser komplexen Beziehungen oder Verhandlungen zwischen Mensch und Natur² ist die oft benutzte Denkfigur der Kluft zwischen Menschen und Tieren – etwa als „narrow abyss of non-comprehension“ (Berger 1991, 5) oder als „unbridgeable hiatus between humans and animals“ (Crist 1999, 1) –, die in *Überm Rauschen* gleichsam durch das groppenhafte Erzählen, das im Folgenden näher untersucht werden soll, thematisiert wird. So stellt der Bruder des Ich-Erzählers fest: „Fische haben

² Vgl. hierzu auch John Bergers Essay „Why look at animals?“ (Berger 1991, 3–28) oder den Begriff der „animal agency“ (vgl. z. B. MacFarland & Heidiger 2009 oder Molander Danielsson 2009, 106–118). Eine ausführliche Diskussion verschiedener Positionen, etwa des „anthropocentric world-view“ (z. B. Ladino 2009, 58), des Konzepts des „humanimal“ (zitiert in Nath 2009, 270) oder der Überlegungen zu Menschen und „non-human animals“ (vgl. Painter & Lotz 2007), kann im Rahmen dieses Artikels nicht geleistet werden.

ebenso eine Sprache wie Menschen“, und der Ich-Erzähler räumt ein: „Aber vielleicht hatte er recht damit, vielleicht wissen wir nur zu wenig von anderen Lebewesen und Dingen, die uns umgeben.“ (Scheuer 2009, 39) Damit sei nicht gesagt, dass *Überm Rauschen* hinsichtlich dieser Fragen Antworten bereithält, sondern dass das Verhältnis von Mensch und Tier, hier am Beispiel der Groppe, erzählerisch inszeniert wird.

Die Groppe und groppenhaftes Erzählen

In diesem Zusammenhang ist *Überm Rauschen* besonders interessant, da viele Zeichnungen von Fischen in den Text eingebettet sind, die jedoch nicht allein ornativen Charakter haben, sondern in einem komplexen Wechselspiel mit dem Text stehen. Das einleitende Motto in *Überm Rauschen*, ein Zitat aus „Die tyrrhenischen Schiffer“ in Ovids *Metamorphosen* (Scheuer 2009, 5³; vgl. auch Ovid 1994, 165–173), weist ebenfalls auf eine komplexe Beziehung zwischen Menschen und Tieren hin. Zwischen den meisten Kapiteln sind „kommentierte Skizzen von Fischen“ (Lüthi 2010, 23) eingefügt, die weit mehr als nur Verzierungen oder Illustrationen sind. In *Überm Rauschen* ist die Groppe gleich in mehrfacher Hinsicht zentral. Zum einen ist die Skizze der Groppe ungefähr mittig im Roman platziert, zum anderen weicht der begleitende Text deutlich von den anderen ab und weist auf eine Form des Erzählens hin, die für den Roman von ausschlaggebender Bedeutung ist und die hier mit dem Neologismus des „groppenhaften“ Erzählens bezeichnet wird.

In *Überm Rauschen* finden sich 20 Zeichnungen, die überwiegend Fische darstellen, in einigen Fällen auch sogenannte Fliegen, d. h. Köder, die beim Fliegenfischen verwendet werden. Zumeist bilden diese Skizzen und die dazugehörigen Kurztexte den Übergang zwischen zwei Kapiteln. Da der Roman jedoch 29 Kapitel umfasst, sind folgerichtig nicht alle Kapitelübergänge mit einer kommentierten Skizze versehen. Die begleitenden Texte sind weitgehend in einem Stil abgefasst, der an ein Konversationslexikon erinnert. Zwischen dem fünften und sechsten Kapitel wird etwa der Körperaufbau von Fischen illustriert – ein Barsch dient hier stellvertretend als Modell:

Das Herz der Fische ist groß wie eine Fingerkuppe, und es liegt unter den Kiemen. Alle inneren Organe des Fisches, Darm, Leber, Niere, Geschlechtsorgane, liegen in der schützenden Bauchhöhle des Rumpfes, die Schwimmblase

³ Im Folgenden werden für Hinweise auf den Roman von Scheuer (2009) nur die Seiten angegeben.

in der Körpermitte, mit ihrer Hilfe können Fische im Wasser schweben. Einige Fischarten haben eine zweigeteilte Schwimmblase; im hinteren Teil ist mehr Luft. Die Sauerstoffversorgung erfolgt über die Kiemen. Dazu wird Wasser mit dem Maul aufgenommen und über die Kiemen zu den Kiemendeckeln transportiert. Die blutroten Kiemenblätter nehmen dabei den im Wasser befindlichen Sauerstoff auf und leiten ihn in den Blutkreislauf des Fisches ein. (32)

Über die Bachforelle erfährt der Leser Grundlegendes in einem ähnlichen Stil: „Die Bachforelle (*Salmo trutta fario*) hat einen spindelförmigen Körper mit stumpfer Schnauze und kleinen scharfen Zähnen.“ (25) Auch wenn die Platzierung der jeweiligen Zeichnungen alles andere als zufällig ist und die meisten Beschreibungen den Stil eines Eintrages in einem Konversationslexikon mehr oder weniger stark brechen – so erfährt der Leser beispielsweise ebenfalls über die Bachforelle: „Sie scheint im Wasser zu pfeifen, einen hellen sirrenden Ton“ (43) –, sticht der Begleittext zur Zeichnung der Groppe besonders heraus, weil er direkt Bezug auf eine der Figuren im Text und eine den Roman kennzeichnende Form des Erzählens nimmt:

Groppe (*Cottus gobio*), ihr dicker Kopf mit breitem Maul lugt aus einer Höhle unter einem Stein hervor. Sie ist ein Geschichtenerzähler, der im Schlamm wühlt und Dinge hervorbringt, die niemand hören will, so wie Zehners nutzlos dahergeplappertes Gerede. Die Groppe hat keine Schwimmblase, bewegt sich nachts mit gespreizter Brustflosse ruckartig über den Flussgrund. Sie hat einen keulenförmigen, schuppenlosen Körper, ihr Rücken und die Flanken sind grau mit unregelmäßigen Marmorierungen und Fleckenmustern, auf dem Rücken hat sie einen kräftigen nach hinten gekrümmten Dorn, eine große gefleckte Brust- und Bauchflosse. Nur diese Hässlichkeit bewirkt, dass sie immerzu Geschichten erzählen muss. (82)

Die Beschreibung der Groppe unterscheidet sich schon dadurch von denen anderer Fische, dass sie stark anthropomorphisiert wird. Ihr wird die Rolle eines „Geschichtenerzähler[s]“ (82) zugedacht, sie wird direkt mit einer Figur des Romans verglichen, und das Bedürfnis, Geschichten zu erzählen, wird mit deutlich vermenschlichenden Beweggründen bzw. Defiziten in Verbindung gebracht. Diese Prosopopoiia wird durch eine Beobachtung des Ich-Erzählers in einer Erinnerung aus seiner Jugend gleichsam vorbereitet: „Ein Fisch, der keine Schwimmblase hatte und, wie ein kleiner Mensch, über den Grund des Flusses wandelte.“ (72)

Zum groppenhaften Erzählen bei Zehner

Das groppenhafte Erzählen, verkörpert durch das Dorforiginal Zehner, zeichnet sich dabei durch ununterbrochenes und teilweise unverständliches

Reden aus: „Zehner hatte immer schon seltsame Ideen [...]. Aber mit der Zeit und weil seine geistigen Kräfte nachließen, ist er immer eigentümlicher geworden, niemand versteht den Sinn dessen, was er den ganzen Tag an der Theke hockend redet [...].“ (44) Typisch für Zehner und somit für das groppenhafte Erzählen ist die Schilderung des Ich-Erzählers:

Auch als ich gestern Morgen in unsere Gaststätte kam, saß Zehner an der Theke. Er drehte sich um, sah mich mit trüben Augen an, aber er erkannte mich nicht. Er roch noch wie früher, nach trockenen Spelzen und altem Dieselöl. Damals war er ein kluger Mann gewesen, der sich mit den neuesten Techniken beschäftigte und seine Mühle zu einem modernen Betrieb umgebaut hatte. Jetzt redete Zehner von seinem Hund, den er Arschloch nannte und der auf dem Feld einem Hasen hinterhergerannt war und nicht auf ihn gehört hatte. „Der Köter quatscht mit Gespenstern, die stör'n meine Gedanken ... glotzt sich nich' mal nach mir um ...“ (44–45)

Zehner gehört gleichsam fast zum Inventar der Gaststätte der Familie des Ich-Erzählers: Er steht gewöhnlich „an der Theke“, wo er „unaufhörlich quasselt[].“ (63)

Ob sich *Überm Rauschen* direkt auf Tranströmers „Ostseen“ bezieht oder nicht, kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht geklärt werden,⁴ interessant ist jedoch die Ähnlichkeit in der Bewertung der Groppe in beiden Texten. Während *Überm Rauschen* die „Hässlichkeit“ (82) der Groppe in den Vordergrund stellt, imaginiert Tranströmers „Ostseen“ einen Grund für diese Hässlichkeit:

Groppe. Der Fisch, der die Kröte ist, die ein Schmetterling werden wollte und der das zu einem Drittel gelungen ist, versteckt sich im Seegras, wird aber mit Netzen herausgezogen, festgehakt an seinen pathetischen Zacken und Warzen –

⁴ *Überm Rauschen* weist jedoch eine bemerkenswerte Vielzahl intertextueller Referenzen und Bezugnahmen auf. Angefangen mit dem das Buch einleitenden Zitat aus Ovids *Metamorphosen*, über Norman Macleans *A River Runs Through It* (vgl. Scheuer 2009, 16–17, 22, 78, 143), *Soweit die Füße tragen* (vgl. Scheuer 2009, 14), über die Tonbandaufnahmen, die der Bruder des Ich-Erzählers anfertigt und die an Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.* erinnern, zu nur schwer belegbaren Parallelen, wie etwa die „Stimmen“, die der Vater des Ich-Erzählers im Rauschen, dem Wehr, an dem das Elternhaus des Ich-Erzählers liegt, „zu hören meinte“ (Scheuer 2009, 70), hinsichtlich einer Beobachtung in Kerouacs *Big Sur*: „[...] the creek gurgles and thumps outside—A creek having so many voices it's amazing“ (Kerouac 1962, 19). Auch Scheuers *Flußabwärts*, das viele Parallelen und sogar Überschneidungen oder Überschreibungen aufweist, wäre in dieser Hinsicht zu beachten. Auch ein eventueller Bezug zu Grass' *Der Butt* könnte Teil einer Analyse sein, die sich näher mit dem intertextuellen Potential von *Überm Rauschen* auseinandersetzt. Dies kann im Rahmen der hier vorliegenden Untersuchung jedoch nicht geleistet werden.

[...] klaubt man ihn aus den Netzmaschen heraus, schimmern die Hände vor Schleim. (Tranströmer 1997, 142)⁵

In „Ostseen“ ist die angestrebte, aber missglückte Verwandlung, also das Scheitern, das Wahrzeichen der Groppe. Dieses Scheitern als Resultat einer missglückten Wandlung oder Verwandlung zeichnet auch die Figur Zehner aus:

Zehner sprach, als ich an ihm vorbeiging, mit einem Gespenst. Es schien neben ihm zu sitzen. Er prostete ihm zu und erzählte ihm von seiner Mühle, die ihm doch nur noch in seiner Erinnerung gehörte. [...] Zehner schimpfte über seinen Sohn, weil er alles verkauft habe, die Dieselmotoren durch moderne elektrische Aggregate ausgetauscht habe, weil nun kein Getreide mehr gemahlen [...] würde, über seine Schwiegertochter, derentwegen er seine Enkelkinder schon seit Jahren nicht mehr gesehen habe, und über die Holländerin, die in einem Campingwagen am Fluss gewohnt habe. (46–47)

In Zehners Fall ist es nicht primär die „Hässlichkeit“ (82), die seinen Erzähl- drang und die nicht enden wollenden „Selbstgespräche“ (47) auslöst, sondern vielmehr ein anderes Defizit, das Scheitern im Beruflichen und im Familiären. Die geschäftlichen Misserfolge Zehners, die, so lässt sich zu- mindest vermuten, eine Übernahme der Mühle durch seinen Sohn veranlasst haben, scheinen mit dem Abrutschen in den Alkoholismus, seinem zuneh- mend verschrobenen Verhalten sowie einer Entfremdung von der eigenen Familie einhergegangen zu sein, so dass

es bei Zehner keinen Unterschied mehr mache, ob er betrunken oder nüchtern sei, er kenne weder Zukunft noch Gegenwart noch Vergangenheit, seine Gedanken zerfielen immer mehr in zusammenhanglose Bruchstücke. Abends, nachdem er die Gaststätte verlassen habe, laufe er von Unruhe getrieben umher, sein Hund führe ihn immer wieder zur Gaststätte, ohne den Hund würde er sich nicht mehr zurechtfinden. In letzter Zeit gehe er auch häufig in die Campingschenke [...]. So habe Zehner schon frühmorgens gegen die Tür getrommelt, bis sie ihm aufgeschlossen habe [*sic*], dauernd klaue er Kickerbälle und verstecke sie irgendwo, spreche mit längst Verstorbenen, als säßen sie neben ihm an der Theke, und immer wieder rede er vom Krieg. (106)

Für Zehner, wie auch für fast alle anderen männlichen Figuren in *Unterm Rauschen*, gilt nicht: „Wo das Unglück beginne, da fange nicht selten auch

⁵ Im schwedischen Original: „Hornsimpa. Fisken som är paddan som ville bli fjärl och lyckas till en tredjedel, gömmer sig i sjögräset men dras upp med näten, fasthakad med sina patetiska taggar och vårtor – när man trasslar loss den ur nätmaskorna blir händerna skimrande av slem.“ (Tranströmer 1984, 126) Genau genommen ist im schwedischen Original nicht die Groppe, *Cottus gobio* (schw.: stensimpa), sondern der Verwandte und vom Aussehen ähnliche *Trigloporus quadricornis*, gemeint.

das Schweigen an.“ (Köpf 1996, 118) Ganz im Gegenteil, denn Zehners Erzählen beschränkt sich nicht auf das Verdammnis seines Sohnes, der in seiner Einschätzung seine Mühle ruiniert hat, oder das der Schwiegertochter, die ihn, sicherlich aus guten Gründen, von seinen Enkelkindern fernhält, sondern wie die Groppe ist er „ein Geschichtenerzähler, der im Schlamm wühlt und Dinge hervorbringt, die niemand hören will [...]“. (82) Sein Erzählen betrifft dabei vor allem Dinge, die seiner Umgebung unangenehm sind, etwa Geschichten aus dem Krieg, über die im Dorf offenbar der Mantel des Schweigens gebreitet wurde und die sinnbildlich für ein Wühlen im Schlamm stehen:

Zehner sprach jetzt über die Kriegsjahre, erzählte von einem Polen, der Kriegsgefangener gewesen war und, als Zehner noch ein Kind war, in ihrer Mühle arbeitete. Dieser Pole hatte eine Liebschaft mit einer deutschen Frau, was für einen Polen verboten gewesen sei. Zehner sagte, heute wolle keiner mehr wissen, was sie mit ihm damals gemacht hätten. (88–89)

Diese Anspielungen zum Schicksal eines Kriegsgefangenen scheinen jedoch eher darauf abzuzielen, unangenehm zu sein, als an ein begangenes Unrecht zu erinnern. Die Peinlichkeit dieser Erzählung wird durch den Umstand verstärkt, dass sich vermuten lässt, dass Zehner an der Denunzierung des Liebespaares beteiligt war. Zumindest erklärt er bereitwillig, er habe das Paar beobachtet: „Dann erzählte er, wie er die beiden im Heuschober beim Lieben beobachtet hatte, von ihren nackten Hintern sprach er und den fuchsfarbenen Haaren dieser Frau, die man später abtransportierte [...]“. (89) Auch mit anderen unpassenden Anzüglichkeiten – ebenfalls eine Form des Wühlens im Schlamm –, die seinen Zuhörern peinlich sein müssen, verstärkt Zehner die Rolle des verbalen Querulanten. So behauptet er in Bezug auf die bei einem Angelausflug verunglückte Freundin des Bruders des Ich-Erzählers: „Er zog Kickerbälle aus seiner Tasche und sagte: ‚So dick und hart waren meine Eier‘ – Immer wieder tickte er die Bälle gegeneinander. ... hat gelutscht, bis sie so hart waren.“ (93)

Zusammenfassend ließe sich über Zehner sagen, dass er zwar nicht, wie die Groppe, primär hinsichtlich seines Aussehens als hässlich gelten kann, aber durch sein berufliches und später gesellschaftliches Scheitern als unangenehmer Zeitgenosse, der einen nahezu pathologischen Erzähldrang gleichsam verkörpert, eine menschliche Form der „Hässlichkeit“ (82) repräsentiert, die auch der Groppe zugeschrieben wird. Zehner fällt dabei vor allem durch sein ‚hässliches‘ Verhalten auf. Sein Erzählen hat ebenfalls eine kompensatorische Komponente, da er es nicht nur darauf anlegt, unange-

nehm aufzufallen, sondern seine Mitmenschen abwertet. So stichelt er etwa, den Ich-Erzähler und indirekt dessen Vater und Bruder ansprechend: „Wer nichts wird, wird Wirt ... hähähä.“ (126)

Scheitern und groppenhaftes Erzählen beim Vater

Das groppenhafte Erzählen beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Figur Zehners, sondern tritt ebenfalls beim Vater und bedingt auch beim Bruder des Ich-Erzählers auf. Dabei fällt auf, dass das groppenhafte Erzählen sich fast ausschließlich auf männliche Figuren beschränkt, was vielleicht nicht überrascht, da Frauenfiguren, mit Ausnahme der Mutter des Ich-Erzählers, eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen. So spricht der Ich-Erzähler von seinen Schwestern etwa meist nur kollektiv als „die Schwestern“ oder „meine Schwestern“ (z. B. 50–51). In *Unterm Rauschen* scheinen es gerade die Frauenfiguren, und hier vor allem die Mutter, zu sein, die mit Schweigen in Verbindung gebracht werden. So wirft der Ich-Erzähler seiner Mutter beispielsweise vor:

[...] eigentlich hat Mutter nie etwas gesagt, wenn es uns betraf – alles mussten wir uns selber zusammenreimen, unser ganzes Leben ist eine mehr oder weniger von uns selbst erfundene Geschichte, ein Sammelsurium aus Worten und Stimmen, dem Gerede Betrunkener an der Theke unserer Gaststätte. (31)

Nur eine Frauenfigur kommt dem groppenhaften Erzählen nahe, indem sie dem Ich-Erzähler und seinem Bruder im Kindesalter öfter von ihrem potentiellen biologischen Vater erzählt: „Mutter meinte [...]: ‚Es hat alles keine Bedeutung. Reese soll nicht so viel dummes Zeug reden.‘ Aber Reese hörte nicht auf Mutter und erzählte uns immer wieder Dinge, die wir nicht wissen sollten.“ (19) Doch Reeses Erzählen zeichnet sich nicht durch die kompensatorischen Züge aus, die der Groppe, Zehner sowie dem Vater und dem Bruder des Ich-Erzählers zugeschrieben werden.

Die Mutter liebte nach Einschätzung des Ich-Erzählers ihren ersten Ehemann so sehr, dass sie nach dessen Tod niemanden mehr lieben konnte:

Für Mutter waren Hermann und ich nur Zufallsprodukte aus Liebesnächten nach anstrengenden Markttagen hinter der Theke, mit einem der Männer, die sie vielleicht gebraucht hatte, um ihren geliebten ersten Mann Valentin zu vergessen [...]. Sie sagte: „Die Kinder hätt’ ich nich’ bekommen, wenn die mir damals nach dem Unfall nich’ versichert hätten, dass ich keine mehr kriegen kann ...“ (26)

Was ihren zweiten Ehemann, den Ziehvater⁶ des Ich-Erzählers und Hermanns, angeht, scheint dieser ein eher zufällig hängen gebliebener Geliebter zu sein, der unter anderem durch die Lieblosigkeit der Ehe in den Alkoholismus abrutscht. Da der allmähliche soziale und persönliche Abstieg des Vaters andere Ursachen hat als bei Zehner, zeichnet sich das groppenhafte Erzählen beim Vater stärker durch eine fast ausschließlich kompensatorische Funktion aus. Im Gegensatz zu Valentin, dem ersten Ehemann der Mutter, dessen Name sich von *valere* (‚gesund sein, stark sein‘) ableitet, ist ihr zweiter Ehemann alles andere als kräftig, gesund oder stark:

Ich glaube, Vater trank nur aus Verzweiflung, weil er seine Frau liebte, die vorher einen anderen Mann so sehr geliebt hatte, dass sie jetzt niemanden mehr lieben konnte, die damals in ihm nur einen Vater für ihre zwei unehelichen Söhne gesucht hatte. Wenn Vater betrunken war, wurde er zu einer phantasievollen Furie, steigerte Mutters Eskapaden und Liebschaften ins Unermessliche. Mutter gab niemals klein bei, im Gegenteil, sie provozierte ihn bis zum Äußersten, bis er gewalttätig wurde. (28)

Erstaunlich hierbei ist die Einschätzung des Ich-Erzählers, der offenbar seinem Vater näher steht als seiner Mutter: „Trotzdem behaupte ich, dass mein Vater ein guter Mensch war. Wenn er keinen Alkohol getrunken hatte, war er ein kluger besonnener Mann, der sich in vielen Dingen auskannte, uns Kinder liebte und uns vieles beibrachte.“ (28)

Als in gewissen Bereichen beleesener Mann, „den Kopf voller Bücher und Illusionen“ und dennoch oder möglicherweise daher ein „kleiner Angestellter in einer Eisenwarenhandlung“ (79), macht der Vater eine verhängnisvolle Entwicklung durch, die mit Unzufriedenheit über Versäumnisse (vgl. 79) beginnt und im trunkenen, kompensatorischen Renommieren endet:

Wenn Vater hinter der Theke stand, trank er mit den Gästen, prahlte und redete bedeutungsvoll, ließ alle spüren, wie dumm und ungebildet sie doch seien, zitierte aus seinen geliebten Schriften von Bakunin und Stirner und dem *Vollkommenen Angler* von Izaak Walton. Den Leuten hier sagte dies alles nichts. Betrunken schwadronierte Vater von der Eifel, [...] einer Chronik des Ortes, die er schreiben werde [...]. (79)

Das verbal Querulantische ist beim Vater, verglichen mit Zehner, der offenbar beabsichtigt, unangenehm zu sein, weniger stark ausgeprägt oder zumindest nicht unmittelbar gewollt, da das kompensatorische Erzählen und Prahlen stärker im Vordergrund steht. Dennoch legt auch der Vater eine

⁶ Im Folgenden, der Bezeichnung in *Überm Rauschen* folgend, meist „Vater“ genannt.

Form groppenhafter Hässlichkeit in seinem Verhalten an den Tag, indem er alle spüren lässt, „wie dumm und ungebildet sie seien“. (79)

Das Chronik-Projekt ist gleich in zweifacher Hinsicht ein kompensatorisches Eitelkeitsprojekt, wie der Ich-Erzähler anklingen lässt. Zum einen, da die groß angelegte Chronik des Ortes, „die in der Zeit beginne, als [...] die Eifel noch ein seichtes Meer gewesen sei“ (79), eine der Illusionen ist, die von der Unzufriedenheit des Vaters ablenken soll, zum anderen beabsichtigt der Vater, eine Chronik über einen Ort zu schreiben, der nicht der seine ist, und an der nicht einmal die Ortsansässigen interessiert zu sein scheinen. Ingeheim scheinen die Dorfbewohner ihn sogar zu bespötteln und nutzen das wichtigtuersche Erzählen des Vaters aus, der sich offenbar gerne ausnutzen lässt, solange er Reden schwingen kann:

[...] sie ließen ihn reden, tranken auf seine Kosten, bis sie betrunken waren, und erzählten ihm dann ihrerseits unglaubliche Lügengeschichten, die Vater gern für wahr annahm. Er notierte alles in Hefte und glaubte tatsächlich alles – obwohl er eigentlich kein dummer Mann und in gewisser Weise klug und gebildet war. Er sagte einmal, niemand könne wissen, was wirklich wahr oder falsch sei, daher sei es klüger, dasjenige zu glauben, das man glauben möchte, auch wenn es noch so fantastisch sei. (80)

Nüchtern hält der Ich-Erzähler fest: „Doch die Wirklichkeit sah anders aus, er musste sich eine Arbeit suchen und etwas dazuverdienen, zuerst war er auf Montage, bis er dann eine Anstellung im Zementwerk fand“ (78–79), da das Gasthaus, das die Familie betreibt, den Unterhalt nicht deckt.

Ähnlich kompensatorische Züge hat die Angelbegeisterung des Vaters. Dreh- und Angelpunkt seiner narrativen Angelerfolge ist eine Münchhausiade:

Vater erzählte uns von Paul Maclean, einem berühmten amerikanischen Fliegenfischer, der nach dem Krieg in Westfalen als Helikopterpilot stationiert gewesen war. Vater war zu dieser Zeit mit Freunden unterwegs auf einer Radtour an der Werre. Als sie rasteten, kreiste ein Hubschrauber über ihnen. [...] Während sich noch die Rotorblätter drehten und der Wind ihnen die Mützen vom Kopf fegte, sprangen zwei amerikanische Soldaten heraus. „Und weißt du, wer der eine von ihnen war?“ Vater machte eine lange Pause, sah Hermann an – wenn er diese Geschichte in der Gaststätte zum Besten gab, blickte er in die Runde, wartete und posaunte schließlich: „Der große Paul Maclean [...]. Ich habe mit Paul gefischt, der hat mir seine Rute geliehen und mir gezeigt, wie man's macht.“ [...] Vater besaß eine Köderfliege von ihm, die er in der Brusttasche seiner Weste immer mit sich trug. Später, nachdem Pauls Bruder Norman Maclean das wunderbare Buch über seinen Bruder und das Fliegenfischen geschrieben hatte, schickte er Vater eine Erstausgabe mit Widmung. (16)

In dieser Geschichte offenbart sich das Kompensatorische des groppenhaften Erzählens des Vaters, da Paul Maclean bereits 1938 getötet wurde (vgl. Proulx 2001, ix) und somit keineswegs nach dem Zweiten Weltkrieg in Westfalen stationiert sein konnte. Diese Geschichte, die der Vater offenbar immer wieder erzählt, und die seinen Anspruch, ein Ausnahme-fliegenfischer zu sein, unterstreichen soll, ist demnach nur eine seiner „Illusionen“ (79), die auf einen kompensatorischen Erzähldrang sowie die Bereitschaft hindeuten, offenbar erfundene Geschichten, auch die eigenen, für wahr zu halten: „Vater hatte viele Geschichten geglaubt und weitererzählt, das ganze Leben war für ihn nur eine fantastische Geschichte gewesen.“ (55) Ebenso nüchtern, wie der Ich-Erzähler das Projekt der Dorfchronik einschätzt, stellt er hinsichtlich der angeblichen Angelbegabung seines Vaters fest: „Aber er hatte gar kein Talent, nur die Leidenschaft zum Fischen.“ (79)

Die Groppe fasst das Leben bzw. das Defizitäre im Leben und Verhalten des Vaters insofern sinnbildlich zusammen, als er, ähnlich der Tranströmerschen Beschreibung der Groppe – „Der Fisch, der die Kröte ist, die ein Schmetterling werden wollte und der das zu einem Drittel gelungen ist [...]“ (Tranströmer 1997, 142) –, an oder mit seinen großen Ambitionen scheitert und infolgedessen „immerzu Geschichten erzählen muss“ (82), um die eigenen Misserfolge zu verschleiern. Vor diesem Hintergrund ist das Ende des Vaters absehbar:

Als Vater unmäßig zu trinken begann und krank geworden war, hielt er sich fast nur noch im Keller auf und experimentierte mit seinen Ködern, damals erschien er uns wie ein Gespenst. Von Zeit zu Zeit kroch er auf allen Vieren betrunken die Kellertreppe hinauf und wollte raus. Doch Mutter hatte die Tür vorsorglich verschlossen, wollte Vater nicht aus dem Keller lassen, weil er sonst getobt, das Haus demoliert und sie geschlagen hätte. Vater saß dann wimmernd auf den Stufen vor verschlossener Kellertür [...]. Nach einiger Zeit kroch er von dort wieder in den Gewölbekeller zurück, zu seinen Dosen, Flaschen, Ködern, Büchern und dem Fluss, der an der dicken Bruchsteinmauer vorbeiströmte. Zuletzt glaubte Vater, wenn er sein Ohr an den feuchten Mauerstein legte, ein Flüstern im Rauschen zu hören, sprach in seinem Delirium mit Fischen und verstorbenen Menschen, deren Stimmen er im Rauschen zu hören meinte. (70)

Scheitern und Metamorphose des Bruders

Vor diesem Hintergrund nimmt sich die Feststellung des Ich-Erzählers über seinen (Halb)Bruder⁷: „Hermann war wie Vater“ (80), weniger als Ein-

⁷ Da die Vaterschaft der beiden Brüder jeweils unklar ist, ist ebenfalls unklar, ob der Ich-Erzähler und Hermann Brüder oder Halbbrüder sind. Von Seiten des Ich-Erzählers ist jedoch der Wunsch,

schätzung denn als Menetekel aus. In der Tat lassen sich deutliche Ähnlichkeiten im Werdegang des Bruders feststellen. Im Gegensatz zum Vater wirkt es zunächst so, als sei Hermann nicht nur die Leidenschaft, sondern auch das Talent gegeben, höhere Ziele zu erreichen. Bewundernd und, wie sich vermuten lässt, mit einem gewissen Maß an Neid hält der Ich-Erzähler fest, dass der Bruder, als Ausnahmeschüler des Ortes, das Gymnasium besuchen durfte: „[...] er sollte Abitur machen und studieren. Voller Stolz hatte Vater dies immer an der Theke verkündet. Damals hatten nur wenige Jugendliche aus dem Ort Abitur gemacht und studiert.“ (50–51) Doch die Erwartungen des Vaters erfüllen sich offenbar aus zwei Gründen nicht. Zum einen scheinen Hermann die Ambitionen zu fehlen, das zu erreichen, „was Vater selbst gern erreicht hätte“ (81); zum anderen scheint sich bei Hermann eine Rechtschreibschwäche in Kombination mit einem „Sprachfehler“ (26) zu entwickeln, die, selbst wenn Hermann akademische Ambitionen hätte, seinen schulischen Erfolg vereiteln: „Mein Bruder löste tatsächlich Mathematikaufgaben schneller als seine Mitschüler [...] – doch Rechtschreibung konnte er nicht gut, er machte zu viele Fehler, so viele, dass man oft gar nicht verstand, was er geschrieben hatte.“ (81) Unabhängig davon, ob sein Scheitern auf eine sich entwickelnde Rechtschreibschwäche oder auf Mangel an schulischem Ehrgeiz zurückführbar ist, stellt der schulische Misserfolg Hermanns erstes Scheitern dar, was für ihn auch mit einer gewissen Scham verbunden ist: „Als Hermann auf dem Gymnasium gewesen war, hatte er jeden Tag Angst, in die Schule zu gehen, nachts redete er im Traum und wachte oft verschwitzt auf. Er konnte es Vater nicht sagen, wollte ihn nicht enttäuschen.“ (93) Der Abstieg im sozialen Ansehen im Dorf ist nach der schulischen Zurückstufung jäh: „In der Hauptschule machten sich die Lehrer über den einstigen Musterschüler lustig. Hermann fing an zu stottern und machte in seinen Aufsätzen viele Rechtschreibfehler.“ (110)

Die Enttäuschung und den Makel des schulischen Scheiterns scheint er, den Fußstapfen seines Vaters folgend, ähnlich zu verarbeiten, etwa dadurch, dass er mit Abschätzigkeit von der Schule spricht: „[...] es interessierte ihn damals nicht, was die Lehrer ihm beibringen wollten. Er war der Meinung, dass man ihm nichts mehr beibringen könne, jedenfalls nichts, was er wissen müsse.“ (109) Beide, Vater und Sohn, verlegen sich gleichsam als Ausweg auf das Angeln: „Hermann machte alles genauso wie Vater, er war damals schon ein guter Angler.“ (23) In dieser Hinsicht überflügelt Hermann, in der

„Hermanns richtiger Bruder“ (84) zu sein, durchaus vorhanden. In der vorliegenden Untersuchung wird Hermann, der Bezeichnung in *Überm Rauschen* folgend, als Bruder bezeichnet.

Einschätzung des Ich-Erzählers, sogar seinen Vater: „Niemand wusste so viel über Fische und den Fluss wie mein Bruder.“ (35)

Hermanns Scheitern und sein, dem Beispiel oder Vorbild des Vaters folgendes, kompensatorisches Interesse an Fischen, Ködern und am Fliegenfischen gehen ebenfalls mit einem Erzähltrieb einher, der sich in der Kindheit zunächst vor allem dann offenbart, wenn die Streitereien der Eltern besonders aggressiv werden: Diese „[...] flößten mir schreckliche Angst ein, dann beruhigten mich nur die Geschichten meines Bruders und das Rauschen des Wehrs.“ (28) Zunehmend scheinen sich die Erzählungen des Bruders stärker auf das Angeln zu beziehen und zeichnen sich durch die Abwertung Anderer und die Aufwertung der eigenen Person aus. So äußern sich sowohl Vater als auch Sohn wiederholt abfällig:

Nach Ansicht von Vater und Hermann gibt es frühe Angler, die eben sehr früh aufstehen, und andere, die späten Angler, die erst am Vormittag zum Fluss gehen. Von den Letzteren hielten Vater und Hermann nicht viel. Sie nannten sie auch verächtlich Kneipenangler, weil sie meist nur groß daherredeten und mehr am Tresen als am Fluss zu finden waren. (48)

Das Kompensatorische dieser Abschätzigkeit wird dadurch deutlich, dass sich weder Vater noch Bruder des Ich-Erzählers durch einen Verzicht auf Großspurigkeit auszeichnen. Bei Hermann entwickelt sich der Erzähltrieb ebenfalls nach und nach, zunächst durch Erzählen unter emotionalem Druck, später, als Erwachsener, schickt er seiner Familie, vor allem seinem Bruder, erst von seinen Seereisen und dann nach seiner Rückkehr in das Eifeldorf, regelmäßig besprochene Kassetten zu. Hier ist anzunehmen, dass er wegen seiner Rechtschreibschwäche Kassetten vorzieht. Weiterhin fällt auf, dass er die Einwegkommunikation der Kassetten, d. h. das Monologische, bevorzugt, was dem Erzählen von Zehner und dem Vater ähnelt. Während Zehners groppenhaftes Erzählen allerdings nicht einmal Zuhörer zu erfordern scheint, braucht der Vater ein Publikum, vor dem er prahlen kann. Trotz der Unterschiede lassen sich alle drei Erzählstile als Einwegkommunikation betrachten.

Hermann unterscheidet sich jedoch in einer entscheidenden Hinsicht von den beiden anderen. Sein Erzähltrieb scheint zwar ausgeprägt zu sein, aber durch seinen Sprachfehler ist er auch gehemmt. Mehrfach betont der Ich-Erzähler, wie „schweigsam“ Hermann manchmal sei, „bei anderen Gelegenheiten hatte es nur so aus ihm herausgesprudelt“. (124) Sogar von seiner Mutter wird er in dieser Hinsicht zum Gespött gemacht, gerade hinsichtlich des kompensatorischen Fokussierens des Angelns: „Hermanns

Sprachfehler diente Mutter oft zur Belustigung der Gäste; sie ließ ihn ‚Fischers Fritz fischt frische Fische‘ aufsagen, und alle amüsierten sich über sein Lispeln.“ (26) Später, im Lehrlingsheim, wird er auch von Kollegen verspottet: „Einmal nahmen ihn seine Kollegen, aus der Diskothek kommend, im Auto mit, öffneten seinen Dialekt und seinen Sprachfehler nach und boten ihm Bier an. Bis dahin hatte Hermann keinen Tropfen Alkohol angerührt.“ (110–111) Dies ändert sich jedoch, wie Hermanns ehemalige Freundin dem Ich-Erzähler berichtet:

Hermann sei ganz anders geworden, er bändele mit Frauen in der Campingschenke an, Frauen, die nur dorthin kamen, um sich für einen Abend zu amüsieren [...]. Aber Hermann sei für die nur ein exotischer, spinnerter Kerl, jemand, der sich volllaufen lasse [...] und verrückte Dinge erzähle.“ (121)

Hermann entwickelt sich immer mehr zum Nachfolger seines Vaters, denn während alle anderen Geschwister das Elternhaus, wie es den Anschein hat, so schnell wie möglich verlassen, um sich an anderen Orten eine Zukunft aufzubauen, scheint Hermann dort verankert: „Wir alle, bis auf Hermann, wollten nichts mit dem Gewerbe zu tun haben; wir wollten andere Berufe erlernen und dem *Schicksal* eines Gastwirtes entrinnen.“ (37; Betonung T. P.) Die Entwicklung Hermanns erscheint in der Tat schicksalhaft oder doch zumindest absehbar – vor allem vor dem Hintergrund, dass er seinem (nicht-biologischen) Vater schrittweise ähnlicher wird, denn auch er arbeitet im Erwachsenenalter neben der Tätigkeit in der Gaststätte im Zementwerk des Ortes (vgl. 76). Auch Hermanns Bereitschaft, Zehner zuzuhören, verbindet ihn mit dem Vater: „Zehner hatte immer schon seltsame Ideen, und Vater, später auch Hermann, waren die Einzigen, die sein Gerede ernst nahmen.“ (44) Der Ich-Erzähler stellt darüber hinaus in Bezug auf seinen Bruder fest:

Wenn er dann abends [nach dem Angeln, T.P.] zurückkam, ging er hinter die Theke, trank Schnaps, gab Runde um Runde aus, erzählte wirre Geschichten, stellte sich auf den Tisch, schrie grundlos herum, grölte Lieder und hielt großspurige Reden, die an unseren Vater erinnerten. Er machte sich bei allen lächerlich, beschimpfte die Gäste und warf sie dann einfach aus der Gaststätte. (10–11)

„[G]enau wie euer Vater“, (10) bestätigt auch Hermanns ehemalige Freundin. Nach dieser Phase seines allmählichen Verfalls schließt er sich mehrere Tage lang in einem Zimmer der Gaststätte ein, wo er sich offenbar stark betrinkt. Als die Geschwister das Zimmer betreten, stellt sich heraus:

Im Zimmer hingen überall Angelschnüre, an der Tapete unzählige Köderfliegen, winzige Larven und Insekten, Käfer und *Schmetterlinge*. Es stank nach ver-gammeltem Fleisch. Auf dem Boden in Einweckgläsern wimmelten Maden, ausgebreitete Zeitungen, überall lagen Hermanns abasierte Haare herum, Federn, leere Flaschen, Zeichnungen von Fischen. (160; Betonung T. P.)

Dies erinnert stark an das unwürdige Ende des Vaters. Doch unterscheidet sich Hermanns Abstieg in entscheidender Weise davon. Während der Vater das groppenhafte Geschichtenerzählen als eine Art Ventil für sein Scheitern zu nutzen scheint, hat es bei Hermann eher den Anschein, dass er das groppenhafte Erzählen, möglicherweise wegen seines Sprachfehlers, nicht im gleichen Maße kompensatorisch einzusetzen vermag. Dadurch erklärt sich auch der Umstand, dass er sich einschließt, wohingegen der Vater von seiner Frau im Keller eingeschlossen wird. Und obwohl Hermann zuweilen, vor allem im Zusammenhang mit starkem Alkoholkonsum, ein ähnlich großspuriges Verhalten wie der Vater an den Tag legt, zieht er sich offenbar lieber zurück und versucht sich schließlich an einer Selbstmetamorphose. Er wird zur Groppe: „Hermann saß nackt auf seinem Bett, er hatte die Hechel aus schillernden Kragenedern eines Hahns auf seinen rasierten Kopf geklebt, seine Lippen waren wie ein Fischmaul geschminkt.“ (160)⁸ Sein persönliches Scheitern nimmt bei Hermann noch deutlichere groppenhafte Formen an als etwa bei Zehner oder seinem Vater und führt nicht nur zu sinnbildlicher, sondern auch zu physischer Groppenhaftigkeit. Hermanns Verwandlungsversuch spiegelt darüber hinaus die missglückte Transformation in Tranströmers „Ostseen“ wider, deren Resultat die Groppe ist: „Groppe. Der Fisch, der die Kröte ist, die ein Schmetterling⁹ werden wollte und der das zu einem Drittel gelungen ist [...]“. (Tranströmer 1997, 142) Während Zehner sich offenbar mehr und mehr in die sprichwörtliche Landplage verwandelt, der Vater sich durch sein Prahlen verbal in einen

⁸ Ein Aspekt, dem im Rahmen dieser Untersuchung nicht eingehender nachgegangen werden kann, ist das intertextuelle Potential dieser Verwandlung, besonders in Hinsicht auf „Die tyrrenischen Schiffer“ im Dritten Buch der *Metamorphosen* des Ovid, in dem die gesamte Besatzung eines Schiffes, mit Ausnahme des Ich-Erzählers, vom Gott Bacchus in Fische verwandelt wird. Gerade im Hinblick auf die Bacchanalen Zehners, des Vaters und des Bruders wäre eine genauere Untersuchung des Zusammenhangs von Alkohol und dem Ovidischen Prätext wünschenswert. Auch eine Analyse dieser versuchten Verwandlung, an sich bereits ein intertextuell geladener Begriff, unter Hinzunahme des „Tier-Werdens“ (vgl. Deleuze & Guattari 1992, 317–422), besonders hinsichtlich der Verbindung von Geisteskrankheit und Tier-Werden, kann an dieser Stelle nicht vorgenommen werden. Zum Konzept des Tier-werdens (*devenir-animal*) bei Deleuze und Guattari vgl. auch Baker 2002.

⁹ In Bezug auf Schmetterlinge und den Wunsch nach Verwandlung vgl. den Film *Silence of the Lambs*.

Anderen zu verwandeln versucht, äußert sich der Wunsch oder Drang nach Verwandlung bei Hermann körperlich.

In *Überm Rauschen* stehen Scheitern und groppenhaftes Erzählen demnach in einem engen Zusammenhang, so dass man es auch als ein Erzählen des Scheiterns bezeichnen könnte. Beim Bruder des Ich-Erzählers nimmt das persönliche und soziale Scheitern sogar solche Ausmaße an, dass es zum Wunsch und dem Versuch einer körperlichen Verwandlung nicht in ein „ungeheure[s] Ungeziefer“ (Kafka 1994, 115), aber in einen Fisch führt, eben die Groppe.

Literaturverzeichnis

- Baker, Steve. 2002. What does Becoming-Animal look like? In: Rothfels, Nigel. (Hrsg.). *Representing Animals*, 67–98. Bloomington: Indiana University Press.
- Berger, John. 1991. Why look at animals? In: Berger, John (Hrsg.). *About Looking*, 3–28. New York: Vintage.
- Crist, Eileen. 1999. *Images of Animals: Anthropomorphism and Animal Mind*. Philadelphia: Temple University Press.
- Deleuze, Gille & Guattari, Félix. 1992. *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie* (übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullie). Berlin: Merve.
- Garrard, Greg. 2004. *Ecocriticism*. London/New York: Routledge.
- Grass, Günter. 2007. *Dummer August*. Göttingen: Steidl.
- Hofer, Stefan. 2007. Plädoyer für eine ökologisch orientierte Literaturwissenschaft. *Variations* 17, 165–180.
- Kafka, Franz. 1994. Die Verwandlung. In: Kittler, Wolf et al. (Hrsg.). *Franz Kafka. Drucke zu Lebzeiten*, 115–200. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Kerouac, Jack. 1962. *Big Sur*. New York: Penguin Books.
- Köpf, Gerhard. 1996. *Nurmi – oder die Reise zu den Forellen*. München: Luchterhand.
- Ladino, Jennifer. 2009. For the Love of Nature: Documenting Life, Death, and Animality in *Grizzly Man* and *March of the Penguins*. In: *ISLE – Interdisciplinary Studies in Literature and Environment* 16.1, 53–90. Cary: Oxford University Press.
- Lüthi, Andrea. 2010. Der Fluss als Familienalbum. *Überm Rauschen* von Norbert Scheuer. *Neue Züricher Zeitung – Internationale Ausgabe*, 10.03.2010.
- Macleon, Norman. 2001. A River Runs Through It. In: Proulx, Annie (Hrsg.). *A River Runs Through It – and Other Stories*, 1–104. Chicago: University of Chicago Press.
- McFarland, Sarah & Hediger, Ryan (Hrsg.). 2009. *Animals and Agency: An Interdisciplinary Exploration*. Leiden: Brill.
- Molander Danielsson, Karin. 2009. Katten, hunden, mulan, fågeln: Djurkaraktärer med agency i McTeague. In: Packalén, Sture (Hrsg.). *Litteratur och Språk* 5, 106–118. Västerås: Mälardalen University Press.
- <http://mdh.diva-portal.org/smash/get/diva2:318672/FULLTEXT02>

- Nath, Dipika. 2009. „To Abandon the Colonial Animal“: „Race“, Animals, and the Feral Child in Kipling’s Mowgli Stories. In: McFarland, Sarah & Hediger, Ryan (Hrsg.). *Animals and Agency: An Interdisciplinary Exploration*, 251–278. Leiden: Brill.
- Ovid. 1994. *Metamorphosen* (übersetzt und herausgegeben von Michael von Albrecht). Stuttgart: Reclam.
- Painter, Corinne & Lotz, Christian. 2007. Phenomenology and the Question of the Non-Human Animal. In: Painter, Corinne & Lotz, Christian (Hrsg.). *Phenomenology and the Non-Human Animal*, 1–11. Dordrecht: Springer
- Pettersson, Torsten. 2002. *Dolda Principer. Kultur- och litteraturteoretiska studier*. Lund: Studentlitteratur.
- Proulx, Annie. 2001. Foreword. In: Proulx, Annie (Hrsg.). *A River Runs Through It – and Other Stories*, ix–xvi. Chicago: University of Chicago Press.
- Scheuer, Norbert. 2009. *Überm Rauschen*. München: C. H. Beck.
- Scheuer, Norbert. 2010. *Flußabwärts*. München: DTV.
- Tranströmer, Tomas. 1984. Östersjöar. *Thomas Tranströmer – Dikter*, 117–133. Stockholm: Bonniers.
- Tranströmer, Tomas 1997. Ostseen. *Sämtliche Gedichte* (aus dem Schwedischen von Hanns Grössel), 135–147. München: Carl Hanser.

Thorsten Päpłow
Akademin för utbildning, kultur och kommunikation
Mälardalens högskola
Box 883, SE-721 23 Västerås
thorsten.paplow@mdh.se

**„40 Jahre DDR – Jahre entschlossenen
Voranschreitens“.
Eine linguistische Analyse zur Auslands-
propaganda der DDR in Schweden**

Die Deutsche Demokratische Republik existierte 40 Jahre lang. Über den gesamten Zeitraum kämpfte dieser Staat um seine Legitimität, sowohl vor der eigenen Bevölkerung als auch im westlichen Ausland. Es galt, die sozialistischen Errungenschaften und Vorteile zu propagieren, um die Existenz des "anderen"¹ Deutschlands zu rechtfertigen. Vorrangiges Ziel dabei war, sich als europäischer Friedensstaat Nr. 1 zu profilieren und gleichzeitig den Imperialismus als Feind des Sozialismus zu identifizieren und zu stigmatisieren

In den 1950er und 1960er Jahren ging es der DDR in erster Linie um ein Streben nach diplomatischer Anerkennung. Die USA und Westeuropa hatten lediglich einen deutschen Staat anerkannt, die Bundesrepublik, die am 24. Mai 1949 gegründet wurde.² Daher lag der Schwerpunkt der ostdeutschen Agitation und Propaganda im Ausland darauf, eine diplomatische Anerkennung durch den Westen herbeizuführen. Schweden war aus mehreren Gründen für die DDR-Auslandspropaganda besonders wichtig. Es gehörte zwar zum kapitalistischen Ausland, war aber kein NATO-Mitglied (vgl. Muschik 2005; Linderoth 2003). Hinzu kam, dass kulturelle Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland schon länger vorhanden waren, auf die man weiterhin bauen konnte. Auch waren führende Kommunisten der DDR während des zweiten Weltkriegs im schwedischen Exil gewesen (Scholz 2000).

Als der sogenannte Grundlagenvertrag von den Vertretern der Bundesrepublik und der DDR am 21.12.1972 unterzeichnet wurde, wurde das

¹ Gängige Wendungen aus der DDR-Propaganda sind durch Anführungszeichen gekennzeichnet.

² Eine Ausnahme stellte Finnland dar, das sowohl die Bundesrepublik als auch die DDR erst 1973 diplomatisch anerkannte.

wichtigste Ziel der DDR-Auslandspropaganda erreicht. Es war der Startschuss für eine Reihe von Westmächten, die DDR diplomatisch anzuerkennen. Allerdings bedeutete dies nicht, dass die PR-Aktivitäten im Ausland eingestellt oder reduziert wurden, im Gegenteil. Der deutsche Historiker Nils Abraham (2007) kann in seiner Dissertation auf eine Kontinuität in der Auslandsinformation der DDR in Schweden bis zum Mauerfall am 9. November 1989 verweisen (vgl. auch Almgren 2009).

Untersuchungsgegenstand und Vorgehensweise

Der Fokus des vorliegenden Beitrags gilt den Strategien der Auslandsinformation der sozialistischen Einheitspartei (SED) der DDR. Ziel des Artikels ist es, die grundlegenden Ziele der Auslandsinformation der DDR darzustellen und mithilfe einer Textanalyse zu untersuchen, wie diese sprachlich realisiert wurden. Die vorliegende Studie ist Teil einer größeren Untersuchung zu den Beziehungen zwischen der DDR und Schweden, weshalb repräsentative Texte mit Bezug auf Schweden analysiert werden. Zum einen handelt es sich um Zieldokumente³ im Bereich von Agitation und Propaganda, sowie im Bereich der Auslandsinformation und der Internationalen Verbindungen.⁴ Zum anderen soll anhand einer exemplarischen Textanalyse des Magazins *DDR-Revue* gezeigt werden, wie die Strategien und Richtlinien der genannten Dokumente in der Praxis umgesetzt wurden.

Bis November 1989, als die DDR zusammenbrach und der Sozialismus nach und nach als Staatsdoktrin verschwand, befand sich die DDR in einer ständigen Systemkonkurrenz. Dabei ging es darum, die Vorteile des eigenen Systems darzustellen und die Nachteile des Kapitalismus zu enthüllen. Diese politische Kommunikation steht im Fokus dieses Beitrags. Welche Diskussionen und Richtlinien lagen der ideologischen Konstruktion eines positiven Images zugrunde? Welche Strategien wurden formuliert, um das eigene System zu legitimieren und die konkurrierende Ideologie zu delegitimieren? Wie wurden diese Ziele und Strategien sprachlich und propagandistisch realisiert?

Von der bisherigen Forschung zur Informationsarbeit der DDR in Schweden unterscheidet sich meine Studie insofern, als mein Erkenntnisinteresse

³ Mit *Zieldokumenten* werden die Texte bezeichnet, in der die DDR die Ziele ihrer Propaganda formuliert.

⁴ Diese Akten befinden sich im Bundesarchiv zu Berlin. In diesem Beitrag handelt es sich konkret um einige Protokolle der Sitzungen des Politbüros oder des Zentralkomitees der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands), die unten näher erläutert werden.

hauptsächlich der sprachlichen Form und den Inhalten der Auslandsinformation gilt und weniger der institutionellen Geschichte (Abraham 2007) oder vorwiegend auf Einzelpersonen bezogenen Aspekten (Almgren 2009). Mich interessieren in erster Linie diskursanalytisch ausgerichtete Fragen, u. a. wie etwas bezeichnet wird, welche Konzeptualisierungen vorgenommen werden, inwiefern ein Phänomen in einem positiven bzw. negativen Kontext vorkommt, wer als Akteur und wer als Objekt eingesetzt wird, sowie welche Quellen zitiert oder referiert werden.

Theoretische Grundlagen

Theoretisch und methodisch fußt meine Studie auf einer Analyse des Sprachgebrauchs. Die Leitfrage lautet: Mit welchen sprachlichen Mitteln wird die politische Kommunikation geführt? Eine Analyse ideologischer und propagandistischer Texte kann verschiedene Aspekte fokussieren, z. B. lexikal-semantische, textlinguistische oder argumentationsanalytische, um lediglich einige zu nennen. Meine Studie zur DDR-Auslandspropaganda in Schweden möchte möglichst viele Aspekte beleuchten. Zu diesem Zweck wird ein Modell benutzt, das eine historisch-semantische Perspektive mit einer Text- und Diskursanalyse kombiniert. Ersteres ist in der politischen Semantik der germanistischen Linguistik verortet (Hermanns 1995; Böke et al. 1996), während Letzteres hauptsächlich in der Kritischen Diskursanalyse der Wiener Schule und bei Norman Fairclough seinen Ausgangspunkt nimmt (Chilton 2004; Wodak & Chilton 2005; Fairclough 2003). Eine wichtige Rolle wird der diachronen Analyse ideologischer Leitvokabeln eingeräumt (Koselleck 1979). Zugleich werden Argumentationsstrategien untersucht, wie die Legitimierung des Eigenen und die Delegitimierung des Anderen (*positive self-presentation* resp. *negativ other-presentation*, van Dijk 1993). Andere zentrale Elemente meines Analysemodells sind Kohäsion, Kohärenz, Modalität sowie Transitivität (Hornscheidt & Göttel 2004).

Meine Analysen folgen einem theoretischen Ansatz, der mündliche und schriftliche Texte als sprachliche Handlungen ansieht. Diese haben eine Intention und erfüllen eine oder mehrere Funktionen. Ich bin der Meinung, dass Texte ohne Kontext nicht hinreichend analysiert werden können, denn erst im Kontext erschließt sich ihr Sinn in ganzem Umfang (Gustafsson 2009; Titscher et al. 1998).

Propaganda

Propaganda ist ein komplexer Begriff, der auf jedes persuasive sprachliche Handeln verweisen kann – von Werbung bis zur Indoktrinierung. Im heutigen Kontext ist der Begriff eindeutig negativ konnotiert und Äußerungen wie *Das war reine Propaganda* zeugen von einer vereinfachten und aufdringlichen Darstellung. Mit dem Begriff wird nicht selten eine Einwegkommunikation suggeriert, mit der die Absicht verfolgt wird, falsche Informationen zu verbreiten. Die Zuhörer/innen sollen eher überzeugt als informiert werden.

Aus kommunikationstheoretischer Sicht kann Propaganda als persuasive Kommunikation beschrieben werden. Dazu zählen alle Formen des öffentlichen Sprachgebrauchs, die darauf zielen, die Normen, Werte und Positionen von vielen Menschen zu verändern. Eine häufig zitierte Definition von Lasswell (1934; hier nach Jackall 1995, 13) lautet: „[Propaganda is a] technique of influencing human action by the manipulation of representations. These representations may take spoken, written, pictorial or musical form.“ Diese Manipulation kann jedoch alle möglichen Formen aufweisen: die Bandbreite persuasiven Sprachgebrauchs ist groß. Die sprachlichen Strategien mögen ähnlich sein, entscheidend aber sind mögliche Konsequenzen für die Kommunikationsteilnehmer/innen. In der Werbung geht es beispielsweise darum, eine Botschaft zu vermitteln, indem beim Empfänger positive Assoziationen geweckt werden. Ganz anders in der Propaganda einer Diktatur, die impliziert, dass Illoyalität der Botschaft gegenüber mit Sanktionen und Repressionen verbunden sein kann. Das prinzipielle Potential von Bestrafung oder Belohnung ist grundlegend für die Propaganda (Merten 2008, 2).

Unsere Vorstellungen von politischer Propaganda verknüpfen wir in erster Linie mit dem Dritten Reich und mit seinem Propagandaminister Josef Goebbels, dessen Sprachgebrauch Gegenstand einer Reihe von Studien gewesen ist. Auch die kommunistischen Diktaturen verfügten jedoch über einen umfassenden Propagandaapparat, und der Status der Propaganda im Marxismus-Leninismus ist nicht zu unterschätzen. Die DDR sah sich von Anfang an in einer anti-faschistischen Tradition, deren führende Politiker Gegner und Opfer des Naziregimes waren. Nach dem Krieg wurde die Kampfsituation, die bereits vor dem Krieg bestimmend gewesen war, fortgeführt und aktualisiert. Der Kampf des Marxismus gegen den Nationalsozialismus sollte nun weitergeführt werden, wobei der Propaganda eine Schlüsselrolle zukam. Inhaltlich und begrifflich übernahmen die kommunistischen

tische Partei (KPD) und später die SED das politische Bildungskonzept der sozialistischen Arbeiterbewegung und der sowjetischen kommunistischen Partei (Gibas 2000). Man sah keinen Grund, mit diesem Kommunikationskonzept zu brechen – der Kommunismus als zukünftige Gesellschaftsordnung sollte nach wie vor propagiert werden. Im offiziellen Sprachgebrauch der DDR wurde Propaganda daher definiert als: „Systematische Verbreitung und gründliche Erläuterung politischer, philosophischer, ökonomischer, historischer, naturwissenschaftlicher, technischer u. a. wissenschaftlicher Lehren und Ideen.“ (*Kleines politisches Wörterbuch* 1988). Die marxistisch-leninistische Propaganda erkläre ausgehend von den objektiven Entwicklungsgesetzen den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus und wie die Arbeiterklasse ihre historische Mission in diesem Prozess erfüllen könne. Ganz anders verhalte es sich laut derselben Definition mit der „imperialistischen“ Propaganda, „die vor dem Volk die wirklichen Ziele kapitalistischer Herrschaft zu verschleiern sucht und das Bewußtsein manipuliert“ (*Kleines politisches Wörterbuch* 1988). Der Begriff der Propaganda war im SED-Sprachgebrauch somit weder positiv noch negativ konnotiert. Sein Gebrauch war vom jeweiligen ideologischen Rahmen abhängig.

Darstellung der auslandsinformativischen Ziele und Inhalte gegenüber Schweden

Die Auslandsinformation spielte eine wichtige Rolle in der Außenpolitik der DDR. Über die sozialistische Auslandspropaganda⁵ sollte am Beispiel der DDR die Wahrheit über die Erfolge des real existierenden Sozialismus verbreitet werden. Es gab besondere Arbeitsgruppen und Gremien, die sich mit der ideologischen Informationsarbeit beschäftigten. Für die Darstellung der DDR im Ausland waren u. a. die Abteilung Auslandsinformation, die Abteilung Internationale Verbindungen und die Abteilung Agitation und Propaganda verantwortlich, die alle dem Zentralkomitee der SED unterstanden. Dafür wurden Konzepte ausgearbeitet, die dann von den Parteitagern und dem Politbüro verabschiedet wurden. An dieser Stelle sollen die wichtigsten Inhalte der auslandsinformativischen Konzepte zusammengefasst werden, so wie sie in einem Strategiedokument von 1973 formuliert und durch das Politbüro sanktioniert wurden.⁶

⁵ Die Wörter *Auslandspropaganda* und *Auslandsinformation* werden hier synonym gebraucht, was dem SED-Sprachgebrauch entspricht.

⁶ Bundesarchiv Berlin: SAPMO, DY 30 J IV 2/2A Nr 952 und SAPMO, DY 30 J IV 2/2 Nr 1440.

Die zentrale Aufgabe der Auslandspropaganda in den 1960er Jahren war es gewesen, die internationale Position der DDR zu stärken und dadurch die diplomatische Anerkennung durch die Westmächte zu erreichen. Dabei dominiert die Strategie, soziale Entwicklungen und Errungenschaften der DDR möglichst vorteilhaft und differenziert darzustellen. Gleichzeitig sollte die Bundesrepublik diffamiert werden, die mittels der Hallsteindoktrin eine Isolation der DDR angestrebt hatte. Nachdem die diplomatische Anerkennung erreicht worden war, wurde es nötig, die Aufgaben der Auslandsinformation teilweise neu zu formulieren. Ihre Rolle war nach wie vor wichtig, zumal die sogenannte Abgrenzungspolitik ideologisch motiviert werden musste. Ein offeneres Europa bedeutete schließlich auch größere Möglichkeiten der Einflussnahme in beide Richtungen. Die ostdeutschen Machthaber befürchteten eine ideologische Indoktrination durch den Westen, die die Autorität des eigenen Staates unterminieren konnte. Im öffentlichen Sprachgebrauch hieß es, man müsse "den ideologischen Klassenkampf verschärfen". Die Propaganda sollte dazu beitragen, der „ideologischen Diversion“ entgegenzuwirken, die der Imperialismus gegen die sozialistische Gemeinschaft richtete. Deswegen kann ab 1973 ein neuer Schwerpunkt erkannt werden: Zentrales Konzept war jetzt die Propagierung der Friedenspolitik innerhalb einer erfolgreichen sozialistischen Gesellschaft. Ab 1973 sollten folgende Inhalte die Auslandsinformation im Westen dominieren (SAPMO DY 30 Nr 1440, 60ff.):

- Die Propagierung der Friedenspolitik der sozialistischen Staatengemeinschaft
- Die überzeugende Darstellung der Erfolge des sozialistischen Aufbaus
- Die Erfahrungsvermittlung einer antifaschistischen Bewegung
- Die Entlarvung des Imperialismus als Hauptfeind der Menschheit

Während die Strategiedokumente aus den 1960er Jahren klar auf eine Stigmatisierung und Diffamierung der Bundesrepublik abzielen, ist das in den 1970er Jahren nicht mehr der Fall. Sätze wie „Die Bonner Regierung ist ein Verfechter des Neokolonialismus“ sind nicht mehr möglich. Stattdessen wird die offizielle Bezeichnung „BRD“ benutzt und Westdeutschland nicht mehr als der Hauptfeind ausgemalt. Der Klassenfeind ist diffuser geworden: der Imperialismus hat keine deutliche Referenz. Natürlich sind die reaktionären Kräfte in der BRD und in den USA gemeint, aber ein direktes Apostrophieren von ganz Westdeutschland gilt als Tabu vor dem Hinter-

grund der Ostpolitik Brandts und des Grundlagenvertrags. Trotzdem kamen direkte Angriffe auf die Bundesrepublik – vor allem in der binnenpolitischen Propaganda – vor. Die Systemkonkurrenz mit der Bundesrepublik blieb bis 1989 Hauptingredienz der ideologischen Informationsarbeit.

Textanalyse

Charakterisierung des Textes

Im Folgenden soll anhand einer exemplarischen Textanalyse gezeigt werden, wie die Strategien der oben diskutierten Zieldokumente sprachlich realisiert wurden. Analysiert wurde ein Text aus dem Auslandsmagazin *DDR-Revue*, der den 40. Jahrestag der DDR behandelt: *40 Jahre DDR – Jahre entschlossenen Voranschreitens auf dem Weg des Friedens und des gesellschaftlichen Fortschritts (DDR-Revue Nr. 9 1989⁷)*. Verfasser des Textes ist Hermann Axen, Mitglied des Politbüros und verantwortlich für das Ressort Internationale Verbindungen. Die Zeitschrift *DDR-Revue* erschien 1956–1990 in Schweden und war für die Auslandsinformation der DDR im Westen das wichtigste schriftliche Informationsmedium (Abraham 2007, 409).

Der Text kann dem Genre Festrede zugeordnet werden, die in der ostdeutschen Repräsentationskultur häufig vorkam. Aufgrund historischer Ereignisse wurden Reden von SED-Funktionären verschiedenen Ranges gehalten. Es konnte sich dabei um ein Jubiläum, die Einweihung eines neuen Gebäudes oder den Empfang einer ausländischen Delegation handeln. Zentrale Funktion dieser Reden war die Herstellung eines positiven Images. Solche Anlässe boten eine gute Gelegenheit dafür, die Erfolge des sozialistischen Aufbaus aufzugreifen, die den ostdeutschen Staat legitimieren sollten. Oft wurden dann schriftliche Fassungen dieser Reden verbreitet, um so viele Leser/innen wie möglich zu erreichen. So wurden z. B. die wichtigsten Reden der führenden Funktionäre immer im Parteiorgan *Neues Deutschland* publiziert. Ein Merkmal des Genres Festrede ist der panegyrische Einschlag, die Reden waren oft hyperbolisch und lobend. Sie gehörten zu einer politischen Symbol- und Repräsentationskultur, die dem Propagandaapparat eigen ist (Gibas 1999). Auch in der Auslandsinformation spielten die Jahrestage und die Jubiläumsfeiern eine wichtige Rolle. Beispielsweise erschienen neue Publikationen zu den „runden“ Geburtstagen

⁷ Für Hinweise auf diesen Text werden im Folgenden nur die Seiten angegeben.

der DDR (der ostdeutsche Staat wurde 7.10.1949 gegründet). Das Kulturzentrum in Stockholm organisierte an solchen Jahrestagen verschiedene Veranstaltungen oder Ausstellungen.

Der in diesem Beitrag analysierte Text wurde für das Auslandsmagazin *DDR-Revue* verfasst und höchstwahrscheinlich nicht als Rede gehalten. Er ist in der letzten Phase des kommunistischen Regimes entstanden, was ihn zum interessanten Zeitdokument werden lässt. Wird man die politischen Proteste und Ereignisse, die 1989 in Osteuropa immer intensiver werden, in irgendeiner Weise ablesen können? Werden politische Prozesse wie die Turbulenzen in den sozialistischen Nachbarländern, die Flüchtlingswelle nach Ungarn oder die zunehmenden Proteste im eigenen Land überhaupt widergespiegelt? Finden wir Rechtfertigungsstrategien oder vielleicht sogar Selbstkritik? Fest steht, dass der Kampf um Legitimität äußerst aktuell ist. Der panegyrische Text zum 40. Jahrestag der DDR hätte somit dem Zweck dienen können, in einer schweren und turbulenten Zeit Verständnis und Sympathie für das Land zu evozieren. Sowohl das Forum (eine staatlich kontrollierte Zeitschrift) als auch der Artikelverfasser (ein Mitglied des Politbüros) geben Anlass, den Text als offizielle Meinung der Partei zu interpretieren. Dafür spricht auch die Platzierung des Textes (auf der Leitartikelseite). Dass Axen möglicherweise den Text nicht geschrieben hat, sondern ihn als verantwortlicher Politiker für die Auslandsinformation lediglich unterschrieben hat, hat nichts zu bedeuten. Entscheidend ist der Rahmen: dass ein hoher Parteifunktionär zum Staatsjubiläum ein Statement abgibt.

Mögliche Empfänger dieses Textes waren die Zielgruppen, die sonst auch im Zentrum der Auslandsinformation in Schweden standen (Abraham 2007, 156):

- „Freunde“ (z. B. Freundschaftsgesellschaft Schweden–DDR)
- Die Arbeiterklasse (z. B. Mitglieder der kommunistischen Parteien, der sozialdemokratischen Partei oder der Gewerkschaften)
- Gesellschaftliche Multiplikatoren (Lehrende, Journalist/inn/en etc.)
- Die allgemeine schwedische Öffentlichkeit

Analyse

Hier sollen nun die Ergebnisse meiner Analyse präsentiert und diskutiert werden. Um diese transparenter zu machen, werden hier die im Artikel behandelten Themen von mir zusammengefasst:

1. Rede Wilhelm Piecks: Zwölf Jahre Hitlerdiktatur haben ein ungeheures Trümmerfeld hinterlassen.
2. Danach musste Großes geleistet werden, um wieder Achtung und Ansehen zu bekommen.
3. Bedingungen und Garantien müssen geschaffen werden, damit von deutschem Boden nur noch Frieden ausgeht.
4. Die Opfer des Krieges sind zur mahnenden Verpflichtung geworden.
5. Bei Wilhelm Pieck besteht der Wille, die Chance zum Neubeginn zu nutzen.
6. In der sowjetischen Besatzungszone war die Arbeiterklasse bereit, diesen neuen Weg zu gehen.
7. Unter Einhaltung des Potsdamer Abkommens wurde eine antifaschistisch-demokratische Umwälzung eingeleitet.
8. Die sozialistische Revolution ist gleich die Gründung der DDR, am 7. Oktober 1949.
9. Die Wurzeln von Imperialismus, Faschismus und Militarismus wurden ausgerottet.
10. Der Chauvinismus, der Revanchismus, der Rassismus und der Antikommunismus wurden durch Frieden, Antifaschismus und Völkerfreundschaft ersetzt.
11. Frieden und Völkerfreundschaft sind Staatsdoktrin und Verfassungsgrundsatz.
12. Die DDR versteht sich als sozialistischer Friedensstaat und ist in der Gemeinschaft der sozialistischen Staaten fest verankert.
13. Die DDR ist ein glühender Verfechter, die Erde von atomaren Waffen zu befreien.
14. Die DDR arbeitet für eine Abrüstung an der Trennlinie zwischen Warschauer Vertrag und NATO.
15. Die Anerkennung der Souveränität und der Grenze zwischen der BRD und Berlin (West) und der DDR ist eine Grundlage für Frieden und Sicherheit in Europa.
16. Der DDR gelang in 40 Jahren ein beachtliches Aufbauwerk.
17. Die DDR gehört zu den führenden Industrieländern.
18. Stabilität und Dynamik in der Wirtschaft bilden Ausgangspunkte für einen wachsenden Lebensstandard.
19. Jedem Bürger ist soziale Geborgenheit gesichert.
20. In den grundlegenden Menschenrechten kann ein qualitativer Sprung beobachtet werden.
21. Die Handelsbeziehungen werden erweitert, nicht nur mit der sozialistischen Gemeinschaft.
22. Die weitere Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft geht auf einen Prozess von Kontinuität und Erneuerung zurück.
23. Dreh- und Angelpunkt ist die enge Verbindung von Wirtschafts- und Sozialpolitik.
24. Der Sozialismus wird vom breiten Engagement der Werktätigen getragen.

25. Der Sozialismus kann in der internationalen Zusammenarbeit zur Lösung der globalen Probleme beitragen.
26. Der Sozialismus kann in einem friedlichen Wettstreit der gesellschaftlichen Systeme die Welt sicherer machen.

Der Artikel entspricht dem klassischen Muster der panegyrischen Texte in der DDR und kann als repräsentativ gelten. Bereits in der Überschrift wird der Ton angeschlagen: *40 Jahre DDR – Jahre entschlossenen Voranschreitens auf dem Weg des Friedens und des gesellschaftlichen Fortschritts*. Drei Fahnenwörter werden eingeführt – *Frieden*, *Voranschreiten* und *gesellschaftlicher Fortschritt*. Darüber hinaus verleiht die Zeitangabe – 40 Jahre – und das Attribut *entschlossen* der Aussage Stabilität und Geborgenheit: Die DDR ist kein sozialistisches Experiment, sondern ein gelungenes Produkt kontinuierlichen Voranschreitens in die richtige Richtung.

Einleitend werden durch einen historischen Überblick über die Hitler-Diktatur und die Befreiung vom Faschismus die Voraussetzungen des ostdeutschen Staates sowie seine ideologischen Wurzeln erklärt (1–3). Ein historisches Zitat des ersten Ministerpräsidenten der DDR, Wilhelm Pieck soll Authentizität vermitteln und die Stimmung von damals rekapitulieren:

Schweres und Unheilvolles hat unser Volk in den zwölf Jahren der Hitlerdiktatur erlebt. Es ist ein ungeheures Trümmerfeld, das uns der Hitlerkrieg hinterlassen hat [...] Großes muß von unserem Volk geleistet werden, wenn es [...] sich wieder Achtung und Ansehen bei den anderen Völkern erwerben will [...].

Folgende moralisierende Argumentation findet sich in etlichen historischen Darstellungen der DDR: Mit dem Kriegsende schlug in Deutschland die Stunde Null. Garantien und Bedingungen mussten geschaffen werden, dass vom deutschen Boden nie wieder ein Krieg ausging. Zu diesem Zweck fand in der damaligen sowjetischen Besatzungszone eine „anti-faschistisch-demokratische Umwälzung“ statt, die in eine „sozialistische Revolution“ mündete, das heißt die Gründung des ersten sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaates am 7. Oktober 1949 (6–8).

Das Zitat von Pieck ist aus mehreren Aspekten interessant. Neben der Vermittlung von Authentizität sollen Piecks Worte die Aussage autorisieren und damit die Gründungsgeschichte legitimieren. Zudem wird mit Pieck auch an all die Kommunisten erinnert, die gegen den Nationalsozialismus gekämpft haben. Wie Walther Ulbricht war Pieck während der Hitler-Diktatur im Exil gewesen, und es war selbstverständlich, dass diese kommunistischen Widerstandskämpfer den anti-faschistischen Aufbau in Nachkriegsdeutschland leiten sollten. Die Konstruktion einer anti-faschistischen

Identität war in der Tat einer der Grundpfeiler des kommunistischen Staates. Inzwischen hat das Wort *Antifaschismus* eine Bedeutungsverschiebung erlebt, so dass es schließlich im Prinzip synonym mit *pro-kommunistisch* gebraucht wurde (Ekman 2002, 172). Die moralischen Implikationen einer solchen Semantik waren bedeutend: Kritiker/innen des Sozialismus wurden verdächtigt, gegen den antifaschistischen Aufbau zu sein.

Das Pieck-Zitat ist auch bei einer Analyse der Akteure aufschlussreich: Wer ist Täter und wer ist Opfer? Der Text hält fest, dass „unser Volk“ „Schweres und Unheilvolles“ erlebt hat, was auf die verheerenden Wirkungen des Krieges rekurriert. Es wird im Zitat aber auch impliziert, das Volk habe unter der Hitler-Diktatur gelitten. Wer zu „unserem Volk“ gehört, ist allerdings nicht klar – die Deutschen allgemein, die Deutschen in der sozialistischen Besatzungszone oder vielleicht nur die kommunistisch gesinnten Deutschen? Jedenfalls erscheinen die Gemeinten von einer Mitschuld befreit und zählen stattdessen zu den Opfern. Die Verantwortung dafür, die Achtung der Welt zurückzuerlangen, muss man jedoch übernehmen, und hier fängt die Mission der sozialistischen Einheitspartei an. Eine Reihe historischer Ereignisse hängen mit diesem Auftrag zusammen. Ein wichtiger Punkt war die Gründung der SED, der im Artikel kurzerhand als der „Vereinigungsparteitag“ bezeichnet wird (2). In Realität wurde die Zusammenlegung der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei im April 1946 unter putsch-ähnlichen Bedingungen durchgesetzt (siehe z. B. Weber 2006, 15).

Im Artikel wird die DDR als Friedensstaat beschrieben (11). Ein Topos der DDR-Friedenspropaganda ist, dass der Sozialismus eine Voraussetzung für den Frieden darstellt. So auch in Axens Text, wo es heißt: „Die neue sozialistische Gesellschaftsordnung ist so beschaffen, daß niemand mehr aus Aufrüstung und aus militärischen Konflikten Nutzen ziehen kann.“ Die dahinterliegende These ist, dass Kriege in erster Linie als Folge der Konflikte kapitalistischer Interessen entstehen. In der DDR seien Imperialismus, Faschismus und Militarismus eliminiert, schreibt Axen und referiert hier auf das Potsdamer Abkommen (7). Eine nähere Erklärung liefert er jedoch nicht, die Argumentation bleibt ideologisch konsekutiv: der Frieden, der Antifaschismus und die Völkerfreundschaft seien dem Sozialismus entsprungen (8). Das ist die Belohnung, wenn man „die Ideologie des Chauvinismus, des Rassismus und des Antikommunismus“ durch das humanistische Erbe und „die revolutionären Ideale der Arbeiterklasse“ ersetzt. Hier erscheinen einige der frequentesten Stigmawörter der SED-Sprache:

„Chauvinismus“, „Revanschismus“, „Rassismus“, „Faschismus“, „Antikommunismus“, „Kapitalismus“ und „Imperialismus“ werden häufig mit abschreckender Funktion eingesetzt. Als vage Begriffe mit einem umfassenden (negativ konnotierten) Assoziationspotential fungieren sie als Symbole für die erschreckenden Alternativen zum Sozialismus. Bei Axen haben sie eine historische Referenz – sie beziehen sich in erster Linie auf den Zustand im nationalsozialistischen Deutschland.

Im Text taucht eine Metapher auf, die in den Zieldokumenten auch dokumentiert werden kann, nämlich, dass die Wurzeln von Imperialismus, Faschismus und Militarismus ausgerottet wurden (9).⁸ Die Metapher ist ursprünglich organisch und veranschaulicht, wie eine Pflanze mit den Wurzeln aus der Erde ausgerissen wird und daher nicht nachwachsen kann. Der bildliche Ausdruck wurde jedoch durch ein stärkeres Verb *ausrotten* verändert. Die Metapher ist uns aus dem nationalsozialistischen Sprachgebrauch über die Juden bekannt (Juden = Unkraut, das ausgerottet werden muss). Der kriegerische Sprachgebrauch des NS-Regimes wird also hier in der Diktion des Kalten Krieges reproduziert.

Neben der Friedenspropaganda soll, wie in den Zieldokumenten vorgesehen, die Propagierung der Erfolge des Sozialismus eine wichtige Rolle haben. Diesem Ziel wird im Text Rechnung getragen. Axen hält fest, dass in der vierzigjährigen Existenz der DDR „ein beachtliches Resultat“ erreicht wurde (16). Die DDR gehöre zu den führenden Industrieländern, verfüge über eine moderne Landwirtschaft und einen entwickelten Außenhandel. Für die erfolgreiche Wirtschaft des Landes führt Axen einige Zahlen als Beweise an und versucht somit, seine Darstellung zu autorisieren. Zum Beispiel schreibt er, dass die jährlichen Zuwachsraten bei über vier Prozent lägen. Die ökonomischen Zahlen, die erst einige Monate später, nach dem Zusammenbruch der DDR, bekannt wurden, zeugen von einem ganz anderen Zustand. Ein weiterer Abschnitt des Artikels behandelt den wachsenden Lebensstandard und die soziale Geborgenheit in der DDR (18–19).

Auffallend im Artikel – und überhaupt in auslandsinformativischen Texten – ist die Konzeptualisierung einer engen Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, was bereits in der Überschrift angedeutet wird. Durch die Leitvokabeln *Kontinuität* und *Erneuerung* (22) wird die Kombination von Stabilität und Progression als Konzept für die weitere

⁸ Vgl. „Die DDR ist der erste Staat in der deutschen Geschichte, in dem Militarismus und Imperialismus mit der Wurzel ausgerottet wurden.“ SAPMO, DY 30 J IV 2/2A Nr 952, 115.

Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft proklamiert. Es gibt weitere Beispiele für diese Kombinationssemantik, die einen fast idiomatischen Charakter haben: die Volkswirtschaft zeichne sich beispielsweise durch „Stabilität und Dynamik“ aus und die „sozialistische Gesellschaftstrategie“ (die Verbindung von Wirtschafts- und Sozialpolitik) erzeuge „Kraft und Zuversicht“.

Da der Artikel auch die Erneuerung und die weitere Gestaltung des Sozialismus thematisiert, hätten eventuell auch Probleme oder weniger gelungene Projekte aufgegriffen werden können. Immerhin erschien der Text im Oktober 1989, als bereits viele DDR-Bürger/innen ihr Land über die „grüne Grenze“ in Ungarn verlassen und sich die Montagsdemonstrationen in Leipzig etabliert hatten. Dies wäre jedoch ein Verstoß gegen das Genre der Festrede gewesen. Selbstkritik hat in panegyrischen Texten keinen Platz. Überhaupt sind kaum kritische Einschläge im öffentlichen Sprachgebrauch der DDR zu finden. Kritik galt als schädlicher Pessimismus. Das zeigt sich u. a. darin, dass Regimekritiker/innen als „negativ-feindliche Kräfte“ bezeichnet wurden. Um Kritik zu begegnen, wurden oft Delegitimierungsstrategien benutzt, mit denen der Charakter und die Motive des Kritikers in Frage gestellt werden sollten. Das folgende Zitat von 1980 illustriert, wie die SED-Führung auf die Kritik des Westens am Verbot der polnischen Gewerkschaft Solidarnosc reagierte:

Es ist kein Zufall, daß gerade in dem Augenblick, in dem unsere polnische Bruderpartei vor der Aufgabe stand, mit komplizierten, nicht aufschiebbaren Problemen fertig zu werden, und in dem sie daranging, bestimmte Korrekturen in ihrer Politik vorzunehmen, die imperialistischen Massenmedien und ihre Hintermänner, insbesondere in der BRD, einen Hetzfeldzug ohnegleichen gegen das sozialistische Polen in Gang setzten. (*Neues Deutschland* 14.10.1980)

Brisante Themen konnten auch als Euphemismen verhandelt werden, um die eigene Politik zu legitimieren. Man denke hier z. B. an die Bezeichnung „antifaschistischer Schutzwall“ für die Berliner Mauer. Im *DDR-Revue*-Artikel gibt es eine Textstelle, die als selbstkritisch interpretiert werden könnte, allerdings in einer euphemistischen Umschreibung. Als Axen die guten Lebensbedingungen in der DDR darstellt, schließt er mit dem folgenden Satz: „Bei der Verwirklichung der grundlegenden Menschenrechte hat sich ein qualitativer Sprung vollzogen.“ Beim Leser wird dadurch ein Diskurs aktiviert, der während der ganzen Existenz der DDR eine Rolle spielte und der ihre Legitimität in Frage stellte: die fehlende Reisefreiheit, die fehlende Meinungsfreiheit, die politischen Gefangenen. Vor diesem

Hintergrund könnte man den Satz Axens als ein Zugeständnis lesen im Sinne dessen, dass Verstöße gegen die Menschenrechte vorgekommen sind, aber dies inzwischen nicht mehr der Fall ist: ein qualitativer Sprung bei der Verwirklichung der Menschenrechte.

In der Analyse ideologischer Texte ist es sinnvoll, auch danach zu fragen, was im Text nicht gesagt wird, und was eventuell impliziert oder präsupponiert wird, aber nicht explizit zum Ausdruck kommt. In dem hier analysierten Artikel fällt zum Beispiel die folgende Passage auf:

Die über 50 Millionen Toten, Sowjetsoldaten, Angehörige der Alliierten der Antihitlerkoalition, Kämpfer des antifaschistischen Widerstandes, Tausende und Abertausende aus Ost und West, aus Nord und Süd waren zur mahnenden Verpflichtung geworden. (4)

Hier werden einige Opfergruppen des zweiten Weltkrieges explizit genannt, was auch den Erwartungen der Leser/innen in einem solchen Kontext entspricht. Bemerkenswert ist jedoch, dass gerade die Gruppe ausgelassen wird, die in Darstellungen von den verheerenden Konsequenzen des Nationalsozialismus sonst immer als erste erwähnt wird, nämlich die Juden. In dieser Hinsicht unterscheidet sich der Artikel aber nicht von der sonstigen Geschichtschreibung der DDR, in der andere Opfergruppen hervorgehoben wurden, wie die Kommunisten oder andere Antifaschisten, die in den Konzentrationslagern ermordet bzw. inhaftiert worden waren. Diese Tatsache hatte verschiedene Gründe, u. a. die Konstruktion eines kommunistischen Heldenstatus. Maßgeblich war dabei sicher auch die negative Haltung der DDR zum Staat Israel.

Die einzige Auslassung, die in diesem Text die aktuelle politische Situation widerspiegelt, ist das Nicht-Erwähnen der Freundschaft mit der Sowjetunion. Im öffentlichen Sprachgebrauch der DDR ist die sowjetische Bruderschaft ein unabdingbarer Topos, eine der bekanntesten Parolen seit der Nachkriegszeit hieß „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen.“ Formulierungen wie „Untrennbar und herzlich ist unser Bruderband mit der Sowjetunion“ erschienen in jedem SED-sanktionierten Text (Norden 1979, 1). Als Axens Artikel erscheint, im Oktober 1989, sind die Beziehungen zwischen der DDR und der Sowjetunion angespannt. Die von Michail Gorbatschow 1985 initiierten Reformen mit den Schlüsselwörtern *Perestroika* und *Glasnost* stießen im Politbüro der SED auf Ablehnung. Die Reformpolitik war nicht in Honeckers Interesse, weil die Legitimität der DDR als selbständiger Staat auf ideologische Konfrontation und Abgrenzung vom Westen baute (Hellström 2007, 43ff.; Fulbrook 1995). Im November 1988

wurde sogar die sowjetische Zeitschrift *Sputnik* in der DDR verboten, weil sie in einem Artikel Stalin mit Hitler verglich.

Im Artikel von Axen wird die Sowjetunion ein einziges Mal erwähnt: „Große Bedeutung erlangt die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der UdSSR und den anderen Ländern der sozialistischen Gemeinschaft“. Dass die exklusive Rolle der Sowjetunion nicht stärker betont wird, stellt einen wesentlichen Unterschied zu vergleichbaren Texten aus früheren Zeiten dar (vgl. z. B. Norden 1979).

Zusammenfassung – abschließende Bemerkungen

Die Propaganda hatte eine wichtige Funktion in der DDR. Mithilfe von Schlagwörtern und verschiedenen Argumentationsstrategien sollten der eigene Staat legitimiert und die kapitalistischen Staaten, vor allem die Bundesrepublik und die USA, stigmatisiert werden. Es galt, die Errungenschaften des Sozialismus darzustellen und vor den Konsequenzen des Imperialismus zu warnen. Nicht nur vor der eigenen Bevölkerung, sondern auch im kapitalistischen Ausland wurde dieser politischen Kommunikation großer Wert beigemessen. Die Richtlinien der Auslandsinformation wurden von Arbeitsgremien der sozialistischen Einheitspartei formuliert und vom Politbüro verabschiedet. Die Informationstexte wurden deshalb einem Schema angepasst: Gewisse Themen und Leitvokabeln waren obligatorisch, um das Image der DDR im Ausland zu stärken. Ein positives Image zu vermitteln, blieb das Hauptanliegen der Auslandspropaganda auch nach der diplomatischen Anerkennung durch die westeuropäischen Staaten.

Textanalysen mit einem besonderen Fokus auf ideologische Begriffe sowie kontextuelle und diskursive Elemente können dazu beitragen, die Strategien der SED zu beleuchten, mithilfe derer das Image im Ausland vermittelt wurde. In der auslandsinformatischen Arbeit in Schweden war das Magazin *DDR-Revue* das wichtigste Forum. Im vorliegenden Beitrag wurde ein Artikel dieses Magazins analysiert, um exemplarisch zu zeigen, wie die auslandspropagandistischen Richtlinien der SED sprachlich realisiert wurden. Der Text – eine Festrede zum Anlass des 40-jährigen Bestehens der DDR – reproduziert das Bild eines progressiven und stabilen Staates, der sich stets für den Antifaschismus und den Frieden einsetzt. Die Analyse der transportierten Inhalte zeigt, dass die Strategiedokumente von 1973 1:1 umgesetzt werden. Die Themen, die laut Beschluss des Politbüros in der Auslandspropaganda dominieren sollen, können auch im Text belegt werden:

- Die Propagierung der Friedenspolitik
- Die Darstellung der sozialistischen Errungenschaften
- Die Vermittlung der antifaschistischen Erfahrungen
- Die Enthüllung des Imperialismus

Der letzte Punkt gehört zwar nicht zum Hauptthema des Textes, wird aber dennoch durch die historische Perspektive ausgedrückt: Durch die „antifaschistisch-demokratische Umwälzung“ konnten Imperialismus, Faschismus und Militarismus mit den „Wurzeln ausgerottet“ werden. Der historische Kontext soll zur Besinnung auffordern: der imperialistische Schatten lauert am Horizont. Die neue sozialistische Gesellschaftsordnung bürgt hingegen für Frieden und humanistische Ideale.

Die tagespolitischen Ereignisse wie die Flüchtlingswellen und Proteste sowie Glasnost in der Sowjetunion sind im Text nicht sichtbar. Stattdessen wird besonders betont, dass die DDR auf dem richtigen Weg ist. Durch Kollokationen wie *Kontinuität und Erneuerung* werden Stabilität und Handlungskraft suggeriert. Von den problematischen Beziehungen zur Sowjetunion zeugt jedoch die Tatsache, dass die sonst immer hervorgehobene Freundschaft mit dem sowjetischen Brudervolk diesmal kein einziges Mal erwähnt wird.

Literatur

Ungedruckte Quellen

SAPMO = Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv: Politbüro des ZK der SED (DY 30 J IV 2/2A Nr 952 und DY 30 J IV 2/2 Nr 1440).

Gedruckte Quellen

Abraham, Nils. 2007. *Die politische Auslandsarbeit der DDR in Schweden. Zur Public Diplomacy der DDR gegenüber Schweden nach der diplomatischen Anerkennung (1972–1989)*. Berlin: Lit Verlag.

Axen, Hermann. 1989. 40 Jahre DDR – Jahre entschlossenen Voranschreitens auf dem Weg des Friedens und des gesellschaftlichen Fortschritts. *DDR-Revue 1989/9*, [0]–1.

Almgren, Birgitta. 2009. *Inte bara Stasi ... Relationer Sverige–DDR 1949–1990*. Stockholm: Carlsson.

Böke, Karin, Liedtke, Frank & Wengeler, Martin (Hrsg.). 1996. *Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära*. Berlin: de Gruyter.

- Chilton, Paul. 2004. *Analysing Political Discourse. Theory and Practice*. London: Routledge.
- Ekman, Joakim. 2002. *National Identity in Divided and Unified Germany*. Örebro: Örebro universitet.
- Fairclough, Norman. 2003. *Analysing Discourse*. London: Routledge.
- Fulbrook, Mary. 1995. *Anatomy of a Dictatorship*. New York: Oxford University Press.
- Gibas, Monika. 1999. Hammer und Zirkel im Ährenkranz. Anmerkungen zur Symbol- und Repräsentationskultur der DDR. *Deutschland Archiv Heft 4, 32. Jahrgang 1999*, 552–563.
- Gibas, Monika. 2000. *Propaganda in der DDR*. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung.
- Gustafsson, Anna. 2009. *Pamfletter! En diskursiv praktik och dess strategier i tidig svensk politisk offentlighet*. Lund: Lunds universitet.
- Hellström, Lennart. 2007. *När DDR och BRD blev Tyskland*. Stockholm: Santérus förlag.
- Hermanns, Fritz. 1995. *Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen „politischen Semantik“*. Heidelberg/Mannheim: Heidelberg Universität, Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 „Sprache und Situation“, Bd. 81.
- Hornscheidt, Antje & Göttel, Stefan. 2004. Textanalyse. Grundlegende Fragestellung zum kritischen Lesen eines Textes. In: Arndt, Susan & Hornscheidt, Antje (Hrsg.). *Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, 227–241. Münster: Unrast-Verlag.
- Kleines Politisches Wörterbuch*. 1988. Berlin: Dietz Verlag.
- Koselleck, Reinhart (Hrsg.). 1979. *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lasswell, Harold D. 1934. Propaganda. *Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. 12. London. Auch in Jackall, Robert (Hrsg.). 1995. *Propaganda*, 13–25. Basingstoke: Macmillan.
- Linderoth, Andreas. 2003. *Kampen för erkännande. DDR:s utrikespolitik gentemot Sverige 1949–1972*. Lund: Lunds universitet.
- Muschik, Alexander. 2005. *Die beiden deutschen Staaten und das neutrale Schweden. Eine Dreiecksbeziehung im Schatten der offenen Deutschlandfrage 1949–1972*. Münster: Lit Verlag.
- Norden, Albert. 1979. Dreißig Jahre DDR. *DDR-Revue 1979/9*, [0]–1.
- Scholz, Michael. 2000. *Skandinavische Erfahrungen erwünscht? Nachexil und Remigration: die ehemaligen KPD-Emigranten in Skandinavien und ihr weiteres Schicksal in der SBZ/DDR*. Stuttgart: Steiner.
- Schroeder, Klaus. 1998. *Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft*. München/ Wien: Carl Hanser Verlag.
- Titscher, Stefan, Wodak, Ruth, Meyer, Michael & Vetter, Eva (Hrsg.). 1998. *Methoden der Textanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- van Dijk, Teun A. 1993. *Elite Discourse and Racism*. Newbury Park/ London/ New Delhi: Sage.
- Weber, Hermann. 2006 [1995]. *Die DDR 1945–1990*. 4. Aufl. München: R. Oldenbourg Verlag.

Wodak, Ruth & Chilton, Paul (Hrsg.). 2005. *A new Agenda in (Critical) Discourse Analysis: Theory, Methodology and Interdisciplinarity*. Amsterdam: J. Benjamins.

Elektronische Quellen

Klaus Merten: *Die Konstruktion von Macht durch Kommunikation – am Beispiel von Propaganda*. <http://www.sjschmidt.net/konzepte/texte/merten.htm> [eingesehen 01.12.10]

Charlotta Seiler Brylla
Institutionen för baltiska språk, finska och tyska
Stockholms universitet
106 91 Stockholm.
charlotta.brylla@tyska.su.se

Mariann Skog-Södersved

Anita Malmqvist

***Genussvoller Qual- und Lustslalom*¹ Zur zusammenfassenden Bewertung in Buchrezensionen**

1 Einführendes

Im Rahmen eines Buchprojekts interessieren wir uns für journalistische Textsorten, um authentische Belege für bestimmte sprachliche Erscheinungen zu sammeln. Eine dieser Textsorten sind Rezensionen, und zwar Buchbesprechungen in Tageszeitungen. Bis jetzt wurden ganze – vorwiegend schwedischsprachige, aber auch deutschsprachige – Texte vor allem auf das Vorkommen und die Verwendung von Phraseologismen hin untersucht. Diese Untersuchungen haben allmählich einen Überblick über Buchrezensionen in sowohl regionalen als auch überregionalen Tageszeitungen ergeben und uns dazu motiviert, etwas tiefer in die Texte einzudringen. In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf den abschließenden Teil der jeweiligen Rezension.

Unsere früheren Untersuchungen haben gezeigt, dass die Basissprachhandlungen² BEWERTEN und INFORMIEREN sich auf den ganzen Rezensionstext verteilen, dass die wertenden Elemente sich jedoch am Textende häufen, da in Buchbesprechungen meistens abschließend eine Art zusammenfassendes Urteil zu finden ist. Dass in der Zusammenfassung bewertet wird, ist u. a. an den dort vorkommenden Phraseologismen nachweisbar, die gerade an dieser Stelle meistens eine solche Funktion erfüllen (Skog-Södersved & Malmqvist 2009, 383). Es dürfte folglich ergiebig sein, die bei Bewertungsäußerungen eingesetzten lexikalischen Mittel näher zu untersuchen. Diese stehen in unserem Beitrag im Zentrum, aber auch auf syntaktische Mittel wird abschließend kurz eingegangen.

¹ Das Zitat stammt aus der SZ vom 1.2.2010, 12.

² Terminus nach Weber-Knapp 1994, 150.

Auch wenn Rezensionen eine relativ feste Struktur haben und normalerweise mit einer Bewertung des Rezensenten enden (Dallmann 1979, 64), wird jedoch die erste zu beantwortende Frage sein, ob im zusammenfassenden Teil der Buchbesprechungen im Untersuchungsmaterial stets bewertet wird. Danach wird der Frage nachgegangen, was bewertet wird. Als Folgendes ist herauszufinden, welche lexikalischen Mittel (Adjektive, Verben und Substantive) verwendet werden. In diesem Zusammenhang werden auch eventuell vorkommende Phraseologismen besprochen. Unter den syntaktischen Mitteln sind z. B. Relativsätze, die wie die Adjektive auf lexikalischer Ebene als Attribute fungieren können, zu betrachten.

Bevor auf das Material und die Methode näher eingegangen und die Untersuchungsergebnisse präsentiert werden, wird die Textsorte etwas näher beschrieben.

2 Zur Textsorte *Rezension*

Die Textsorte *Rezension* lässt sich untergliedern in wissenschaftliche Rezensionen und Kunstrezensionen (Dallmann 1979, 62). Dabei richtet sich die wissenschaftliche Rezension an ein fachkundiges Publikum und wird in Fachzeitschriften veröffentlicht, während die Kunstrezension oder die populärwissenschaftliche Rezension (Nagy 2009, 72) von einem relativ breiten Publikum gelesen wird, das eine größere Heterogenität aufweist als die wissenschaftliche Leserschaft.

Stein (2008, 436) weist auf die für Buchrezensionen kennzeichnende Vielzahl der Spielarten und Variationen hin, die sich strukturell, sprachlich und funktional unterscheiden. Diese Vielfalt dürfte zumindest zum Teil damit zusammenhängen, dass sowohl der Rezipienten- als auch der Produzentenkreis größere Uneinheitlichkeit aufweisen als die entsprechenden Kreise der wissenschaftlichen Sphäre. Es ist daher anzunehmen, dass Buchbesprechungen in Zeitungen ergiebig für sprachwissenschaftliche Untersuchungen sein könnten. Letzteres ist ein wichtiger Grund dafür, dass für diesen Beitrag die Buchrezension gewählt wurde. Ein anderer Grund ist, dass sie als Textsortenvariante verhältnismäßig leicht abgrenzbar ist.

Allgemein sind Textsorten als prototypische Gebrauchsmuster oder mit Adamzik (2001, 28) als „historisch gewachsene Einheiten der kommunikativen Praxis einer Gesellschaft“ zu bezeichnen. Die Rezension wiederum lässt sich laut Dallmann (1979, 62) als „Reaktionen ihrer Verfasser auf bestimmte Ereignisse im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben“ definieren. Die Buchrezension ist eine von der Aktualität geprägte Text-

sortenvariante, die den Leser über eine Veröffentlichung unterrichten soll. Dies soll aber nicht nur in Form einer komprimierten Inhaltsangabe geschehen; hinzu kommt als obligatorische Komponente eine kritische Auseinandersetzung mit dem Primärtext, denn die Rezension soll ja dem Leser als Orientierungs- oder Entscheidungshilfe für oder gegen eine Lektüre dienen. Rezensionen haben also eine meinungsbildende Funktion.

Zwei Basissprachhandlungen sind, wie schon erwähnt, zu erwarten, nämlich INFORMIEREN und BEWERTEN. Der Leser muss zunächst vom Rezensenten über das neu erschienene und deshalb in der Regel unbekanntes Werk informiert werden. Eine zweite Aufgabe des Rezensenten liegt darin, wesentliche Aspekte, die ihm relevant erscheinen, auszuwählen und zu erörtern. Das bewertende Element ist natürlich bei einer Rezension zentral, und die Bewertung kann dabei mehr oder weniger direkt zum Ausdruck gebracht werden. Da es somit um die „Vermittlung von Einschätzungen“ (Stein 2008, 435) geht, ist naturgemäß eine gewisse Subjektivität nicht zu vermeiden.

Im Hinblick auf diese grundlegenden Textfunktionen einer Rezension, insbesondere auf die bewertende Funktion, könnten z. B. Phraseologismen eine besondere Rolle spielen, da diese der einschlägigen Literatur nach häufig emotional betonte Einstellungen und Wertungen indizieren (Fleischer 1997, 219; Burger 2010, 81–82).

3 Zu Material und Methode

Das Material dieser Untersuchung setzt sich aus Buchrezensionen aus zwei deutschen überregionalen Tageszeitungen zusammen, nämlich aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Süddeutschen Zeitung*. Beide haben sowohl im Inland als auch im Ausland eine starke Stellung und erscheinen seit den 1940er Jahren (1949 bzw. 1945). Während die FAZ eine Auflage von etwa 370 000 Exemplaren und die höchste Auslandsverbreitung aller deutschen Zeitungen hat, beträgt die Auflage der SZ etwa 420 000 Exemplare. Die SZ ist die größte deutsche überregionale Tageszeitung.³ Die FAZ erscheint täglich, während die SZ Montag bis Samstag erscheint.⁴ Die Zeitungen veröffentlichen normalerweise mehrere Buchbesprechungen pro Ausgabe.

³ Boulevardzeitungen blieben unberücksichtigt.

⁴ http://de.wikipedia.org/wiki/Frankfurter_Allgemeine_Zeitung;
http://de.wikipedia.org/wiki/Süddeutsche_Zeitung#cite_note-20 [Eingesehen am 9.11.2010.]

Die zufällig gewählten Rezensionen sind 2008 und 2010 erschienen. Die Rezensionen, die berücksichtigt wurden, sind alle am Ende des Artikels mit dem vollen Namen des Rezensenten versehen. Die in der FAZ mit der Überschrift „Kritik in Kürze“ versehenen Kurzrezensionen, die nur mit den Initialen der Rezensenten gekennzeichnet sind, wurden folglich nicht beachtet. Nähere Informationen über das Material gehen aus Tab. 1 hervor.

Tab. 1: Korpus

Zeitung	Seiten DIN A4	Rezen- sionen	Rezen- senten	weibl. Rezens.	männl. Rezens.
FAZ	25,0	22	21	9	12
SZ	25,5	28	25	5	20
Insgesamt	50,5	50	46	14	32

Es handelt sich also um 50 Rezensionen, die von 46 Rezensenten⁵ geschrieben wurden. Wenn man sich die Angaben genauer ansieht, fällt auf, dass es mehr als doppelt so viele Rezensenten wie Rezensentinnen gibt und dass in der FAZ weibliche Rezensenten häufiger sind als in der SZ. (In dem kleinen Korpus kann dies jedoch ein Zufall sein.) Insgesamt sind 70 % der Rezensionen im Material von Männern geschrieben. Ein Blick auf die rezensierten Werke ergibt außerdem, dass gut 80 % der Autoren bzw. Herausgeber Männer sind. Mit anderen Worten werden im Untersuchungsmaterial Bücher, die überwiegend von Männern geschrieben wurden, auch von Männern besprochen.

Im Korpus werden am häufigsten Sachbücher rezensiert (s. Tab. 2). In einer Arbeit zum Bewerten in literarischen Rezensionen konstatiert Zhong (1995, 12), dass Romanrezensionen den größten Anteil an literarischen Rezensionen stellen. In früheren Studien haben auch wir feststellen können (Skog-Södersved & Malmqvist 2009; 2010), dass gerade Sachbücher und Romane normalerweise die ersten Ränge belegen. Wir untersuchen jedoch nicht eine spezielle Gattung, sondern berücksichtigen in der gewählten Zeitspanne solche Rezensionen, die Angaben zum Rezensenten und zum besprochenen Werk nach bestimmten Kriterien enthalten⁶.

⁵ Aus Platzgründen wird die männliche Form durchgehend für beide Geschlechter verwendet.

⁶ Vollständiger Name des Rezensenten, Gattung und vollständige bibliographische Angaben des rezensierten Werkes und Name des Autors am Ende der Rezension.

Tab. 2: Verteilung der Gattungen im Korpus

Gattung	FAZ		SZ		Insgesamt	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%
Biographisches	3	14	1	4	4	8
Kinder- und Jugendl.	2	9	7	25	9	18
Romane	7	32	6	21	13	26
Sachbücher	8	36	11	39	19	38
Sonstiges	2	9	3	11	5	10
Insgesamt	22	100	28	100	50	100

Auch wenn nur der zusammenfassende Teil der Rezensionen näher untersucht wird, wurden die ganzen Texte gelesen. Das ist praktisch notwendig, um die Analyse durchführen und um entscheiden zu können, wann der abschließende (bewertende) Teil der Besprechung anfängt. Es wird folglich vorausgesetzt, dass die Textsorte gewisse Schemaelemente enthält und dass diese konstitutiven Elemente auch vom Leser rekonstruierbar sind.⁷ In fast allen Rezensionen im Korpus fallen der letzte Absatz und der Schlussteil der Besprechungen zusammen. Nur vereinzelt handelt es sich um zwei Absätze (zweimal in der FAZ). Der abschließende Teil der Texte beträgt 7–52 Zeilen. Das Material umfasst insgesamt 1 027 Zeilen oder etwa 5 550 graphische Wörter.

4 Bewerten im Untersuchungsmaterial

4.1 Gegenstand der Bewertung

In Rezensionen wechseln sich informierende und bewertende Abschnitte ab. Das heißt, dass über den Inhalt des Werkes und den/die Autor/en informiert wird und dass im Zusammenhang mit dem Informieren in unterschiedlicher Weise auch direkt bewertet werden kann, z. B. gelobt, bedauert oder gezweifelt. Die abschließende Bewertung stützt sich dann mehr oder weniger auf die Teilhandlungen der Basissprachhandlung BEWERTEN im vorhergehenden Text. Was wird nun abschließend bewertet und welche sprachlichen Mittel können dabei zum Einsatz kommen? Aus Tab. 3 geht hervor,

⁷ Es handelt sich hier um in der Gesellschaft entwickelte und während der Sozialisation intersubjektiv erworbene Schemata (Weber-Knapp 1994, 152).

was bewertet wird und ob die Bewertung als positiv oder negativ eingestuft wurde. Die Zahlen beziehen sich auf Syntagmen, die manchmal die Satzgrenze überschreiten können, auf Sätze und Satzgefüge.

Tab. 3: Positive und negative Bewertung

Gegenstand	FAZ		SZ		Insgesamt	
	positiv	negativ	positiv	negativ	positiv	negativ
Buch	26	5	23	21	49	26
Autor(en)/Hrsg.	14	10	5	7	19	17
Sonstiges	4	0	3	1	7	1
Keine Bewertung		4		5		9

Der Tabelle ist weiter zu entnehmen, dass in fast einem Fünftel der Buchbesprechungen (9 von 50) keine eigentliche Bewertung am Ende des Textes steht. Wenn aber bewertet wird, steht das Werk eindeutig im Zentrum, was auch Zhong (1995) hat feststellen können. Weiter fällt auf, dass im Untersuchungsmaterial das Werk fast doppelt so häufig positiv wie negativ bewertet wird.⁸ Bei der Beurteilung der Leistung der Autoren bzw. Herausgeber verhalten sich wenigstens in diesem Korpus die Rezensenten kritischer als bei der Bewertung der Bücher. Negative und positive Bewertungen halten sich fast die Waage. Es soll hier darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Grenzziehung zwischen Bewertungen, die das Buch bzw. die Leistung des Autors betreffen, nicht immer unproblematisch verlief und dass eine Bewertung des Buches auch den Einsatz des Autors indirekt betrifft. Mithilfe des Kontexts konnte jedoch entschieden werden, ob nun der Autor oder das Werk im Blickpunkt stand. Unter „Sonstiges“ finden sich Bewertungen des Übersetzers bzw. der Übersetzung des Werkes, wie in den Belegen (1) und (2).

- (1) Hinrich Schmidt-Henkel, der derzeit wohl **beste Übersetzer aus dem Norwegischen**, hat sie **umsichtig ins Deutsche übertragen**. (FAZ 3.7.2008)
- (2) **Einzigster Schwachpunkt** [...] ist die Übersetzung. [...] **Der ungelenke Umgang** mit Versmaß und Vokabular machen das Vorlesen von „Tommie Tätze“ **zu einem sprachlichen Hürdenlauf**. (SZ 5.2.2010)

⁸ Hier ist die Frage zu stellen, warum das Positive so dominant ist. Mit anderen Worten, nach welchen Kriterien wurden die besprochenen Werke ausgewählt?

Wenn keine Bewertung vorhanden ist, wird über etwas geschrieben, was nicht direkt mit dem besprochenen Werk zu tun hat. Es kann sich um unterschiedliche Informationen handeln. In einem Fall wird z. B. erwähnt, wo der Autor heutzutage lebt. Im Folgenden wird nun näher auf sprachliche Mittel für die Bewertung des Buches bzw. der Leistung des Autors eingegangen. Zuerst werden lexikalische und danach noch gewisse syntaktische Mittel behandelt.

4.2 Lexikalische Mittel

Unter den bewertenden lexikalischen Elementen in den zusammenfassenden Absätzen scheint, wie erwartet, das Adjektiv einen besonderen Stellenwert zu haben. Beispiele für Adjektive, die zum Teil wiederholt vorkommen, sind unter den positiv konnotierten *einprägsam*, *grandios*, *gut*, *lesenswert*, *spannend* und *wertvoll*. Negative Bewertung erfolgt beispielsweise durch Adjektive wie *holprig*, *kryptisch*, *schwerfällig*, *unbeholfen*, *unmotiviert* und *theorielastig*. Bei den Adjektiven kommen Komposita, auf die Zhong (1995, 114) besonders hinweist, nur spärlich vor (*kernig-bescheuert*, *poetisch-episch*). Auch einige Substantive treten in mehreren Rezensionen auf. Durch *Pathos* und *Gewinn* wird beispielsweise Lob ausgedrückt, während durch *Schwäche(n)* und *Umständlichkeit* Kritik versprachlicht wird. Verben, die in unserem Material in sowohl positiv als auch negativ bewertendem Kontext eingesetzt werden, sind z. B. *eignet sich (nicht) für*, *(nicht) erfüllen*, *ist ... (nicht) gelungen*, *neigen ... zu* und *empfehlen*.

Interessanter, als die Wörter isoliert zu studieren, ist, sie in ihrem Kontext zu betrachten, wobei wir uns in dieser Phase noch nicht näher mit den Wertbegriffen auseinandersetzen. Es wird mithilfe von Beispielen aus dem Korpus gezeigt, wie gewisse lexikalische Mittel im Kontext verwendet werden. Zuerst folgen Formulierungen, die das Buch positiv und/oder negativ bewerten. Danach werden die Leistung des Autors/Herausgebers betreffende Bewertungen angeführt. Auch wenn versucht wird, die Belege nach den bei der Bewertung verwendeten Wortklassen zu gruppieren, handelt es sich um keine strikte Einteilung, da die Mittel in ihrem Kontext behandelt werden. Unten folgen einige Beispiele, in denen die Adjektive im Zentrum des Interesses stehen.

- (3) „Netze“ ist ein **spannender Roman**, [...]. (SZ 28.1.2010)
- (4) Uta Gerhardts Buch ist eher ein **wertvolles Zeugnis** einer in den sechziger Jahren akademisch sozialisierten Soziologin. (SZ 28.1.2010)

- (5) Denn **so unterhaltsame und gut geschriebene Romane** findet man selten [...]. (FAZ 30.6.2008)
- (6) Aber wenn man es mag: Dann ist „Das Löwenmädchen“ ein **guter**, allenfalls **etwas überhastet abgeschlossener Roman**. (FAZ 3.7.2008)

In den beiden ersten Belegen oben wird mithilfe eines Adjektivs der Wert des Werkes positiv eingeschätzt. Wie aus dem Beispiel (5) hervorgeht, werden beim Bewerten Adjektive auch koordiniert. Der Roman im Beispiel wird als sowohl unterhaltsam als auch gut geschrieben eingeschätzt. Beispiel (6) enthält auch zwei wertende Ausdrücke, die rein grammatisch jedoch nicht koordiniert sind. Das zweite beurteilende Element *etwas überhastet abgeschlossener* wirkt auch nicht verstärkend, sondern drückt eine, jedoch nicht entscheidende Einschränkung der Bewertung *gut* aus. Auch wenn Positives und Negatives verbunden werden, fällt die Beurteilung also insgesamt positiv aus.

Obwohl, wie aus Tab. 3 ersichtlich wurde, die besprochenen Werke im Korpus überwiegend positiv bewertet werden, wird auch Negatives erwähnt. Beispiele dafür sind die Adjektive *theorielastig* und *holprig* in den Belegen (7) und (8), die beide auf gewisse Mängel hinweisen.

- (7) Das [...] vielleicht insgesamt ein wenig **theorielastige Design** seiner Arbeit [...]. (FAZ 1.9.2008)
- (8) Da muss man die **holprigen Reime** eben wegstecken. (SZ 5.2.2010)

In den Bewertungen, die das Buch betreffen, werden verschiedene Substantive verwendet, um auf das Werk hinzuweisen. Meistens sind sie als wenig konnotiert zu beschreiben. Das Bewerten vollzieht sich eher mithilfe der verwendeten Adjektive und Partizipien. Vorwiegend wird das Wort *Buch* verwendet, um auf das Werk hinzuweisen. Außer diesem Oberbegriff kommen auch Bezeichnungen für die betreffende Gattung vor, vor allem *Roman*, was angesichts der besprochenen Werke zu erwarten war. Vereinzelt treten andere Bezeichnungen auf, z. B. *Märchen* und *Tagebuch*. In einer Bewertung erscheint für ein Kinderbuch das Substantiv *Erstling*, das in seinem Kontext zur positiven Gesamtbewertung beiträgt.

Beim Bewerten der rezensierten Werke werden auch Substantive verwendet, die positive und negative Konnotationen besitzen bzw. auf etwas Positives oder Negatives hinweisen, wie die schon oben erwähnten Substantive *Schwäche* und *Umständlichkeit*. Wenn ein Buch als *Männerliteratur* (FAZ 30.6.2008) bezeichnet wird, geht aus dem Kontext hervor, dass dies nicht als etwas Positives zu verstehen ist, während *Handwerk* durch das

Hinzufügen von *solid* (FAZ 1.9.2008) als eindeutig lobend aufzufassen ist. Ein Buch kann auch als ein *Lesevergnügen* (FAZ 2.7.2008) oder ein *wertvolles Zeugnis* (SZ 28.1.2010) beschrieben werden. In einem anderen kann man dagegen *Modesünden* (*zahlreiche sprachliche Modesünden* FAZ 2.7.2008) finden, während ein weiteres Werk *narrative Finesse* (FAZ 1.9.2008) aufzuweisen hat, *eine gründliche Desillusionierung* (SZ 1.2.2010) bereithält oder *eine fast quälende Glaubwürdigkeit* (SZ 28.1.2010) besitzt. Die Adjektive spezifizieren hier die *Modesünden* bzw. die *Finesse*, die *Desillusionierung* und die *Glaubwürdigkeit* näher.

Der Rezensent scheint manchmal auch auf die Heterogenität der Leserschaft Rücksicht zu nehmen. Beispiel (9) bezieht sich darauf, dass auch der kindliche Geschmack nicht homogen ist. „Ungeduldigen Naturen“ kann das Buch im Beispiel (10) nicht empfohlen werden, und der Grund hierfür wird auch angegeben. Diese an und für sich negative Bewertung enthält jedoch implizit die Information, dass geduldige Leser das Buch wahrscheinlich mögen. Beispiel (10) ist außerdem ein Beleg dafür, dass nicht nur Adjektive sondern auch Verben beim Bewerten koordiniert werden.

- (9) Solche Ideen werden bestimmt **Kinder mögen, denen der Sinn nicht nach Abenteuer Geschichten steht, sondern die über kleine Verrücktheiten herzlich lachen können.** (SZ 5.2.2010)
- (10) Ungeduldigere Naturen sollten **das Buch besser beiseitelassen und abwarten**, ob Bynum zukünftige Romane etwas weniger mit Lesefrüchten behängt. (FAZ 4.7.2008)
- (11) Wo Kunert die Grenze vom Essay zur Erzählung überschreitet [...] **bleibt** seine Katastrophen-Utopie **recht gemäßigt**, [...]. (FAZ 1.9.2008)
- (12) „Blumen für Hitler“ **kann** die aufklärerische Aufgabe **nicht erfüllen**. (SZ 5.2.2010)

Die Beispiele (11) und (12) sind weitere Belege dafür, wie eine negative Bewertung mithilfe des (negierten) Verbs vollzogen werden kann.

Wie schon Tab. 3 zu entnehmen war, wird die Leistung des Autors weniger häufig direkt bewertet als sein Werk. Auch beim Autor sind die Bewertungen insgesamt eher positiv, obwohl, wie die Beispiele (17), (18) und (19) zeigen, auch recht scharf kritisiert werden kann. Zuerst folgen aber vier Belege, die Positives über den Einsatz des Autors aussagen, der bestimmte Fähigkeiten zu besitzen scheint.

- (13) **Mit viel Humor und gesundem Menschenverstand** verstehen es die Autoren, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zu kommentieren [...]. (FAZ 2.7.2008)

- (14) In seinen immer wieder in den Text eingestreuten Beschreibungen **erweckt** Bättschmann Bellinis Bilder **zum Leben**. (FAZ 4.7.2008)
- (15) Wer sich an seinen [...] Band [...] erinnert [...], weiß, dass der Schriftsteller heikle Themen **mit größter Selbstverständlichkeit und eben sehr viel Witz** zu erzählen weiß. (FAZ 30.8.2008)
- (16) Bevor die Fachwissenschaft den Bericht Robert Zapperis für einen Roman hält, sollte sie sich [...] mit den Argumenten **dieses Quellenvirtuosens** [...] auseinandersetzen. (SZ 3.2.2010)

Der Autor kommentiert in einer Weise, die gelobt wird (*Mit viel Humor und gesundem Menschenverstand*), er erweckt etwas zum Leben, er versteht etwas in einer bestimmten positiven Weise zu erzählen oder geht meisterhaft mit Quellen um. Der Rezensent findet jedoch auch Negatives beim Bewerten der Leistung des Autors bzw. der Autorin.

- (17) Leider **stellt** sie [die Autorin] diese Bereitschaft oft **auf die Probe durch zahlreiche sprachliche Modesünden** [...]. (FAZ 2.7.2008)
- (18) Die Metaphern und Symbole, **zu denen er greift**, sind **schwerfällig**; die Andeutungen von Geheimnissen, **die er streut, lassen sich sofort durchschauen**. (SZ 29.1.2010)
- (19) Dieser Autor [...] **neigt zur Umständlichkeit und zu Vergleichen**, die im Einzelnen originell, in Serie aber **enervierend** wirken. (SZ 28.1.2010)

Aus den Belegen (17) bis (19) wird ersichtlich, dass der Rezensent beim Bewerten nicht selten auf die sprachliche Fähigkeit des Autors eingeht. Er bzw. die Autorin macht sich sprachlicher Modesünden schuldig (17) oder greift zu schwerfälligen Metaphern und Symbolen (18). Eine andere Schwäche ist das Neigen zur Umständlichkeit (19). Die Verben in (18) müssen an sich nichts Negatives signalisieren, aber die Ergänzungen, d. h. das, zu dem der Autor greift bzw. das, was er streut, führen zu einer negativen Bewertung. In (19) wiederum neigt er zu etwas, was auch nicht gut ist, denn es kann enervierend wirken. Auch in diesen Belegen finden sich koordinierte Ausdrücke, die Mitspieler des Verbs sind und die eine gewisse verstärkende Wirkung besitzen, wie in den Belegen oben *Metaphern und Symbole* sowie *zur Umständlichkeit und zu Vergleichen*.

Es wurde schon erwähnt, dass beim Bewerten Phraseologismen ein interessantes lexikalisches Mittel sein können. Sie erfüllen nicht automatisch eine bestimmte Funktion (Fleischer 1997), sondern ihre Funktion ist kontextabhängig. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass gewisse feste Wortverbindungen konnotiert sein können. In den untersuchten Rezensionen wird beim Feststellen ihrer Funktion also von den beiden Basissprachhand-

lungen INFORMIEREN und BEWERTEN ausgegangen. Wenn der Kontext informierend ist, dann ist anzunehmen, dass die feste Wortverbindung zu dieser Funktion beiträgt. Wenn der Kontext wiederum positiv oder negativ bewertend ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Phraseologismen diese Funktion unterstützen oder dass die Bewertung mit deren Hilfe deutlicher zum Ausdruck gebracht werden kann.

Die Phraseologismen im Material fallen weder durch besondere Häufigkeit noch durch stilistische Markierung auf. Wenn sie markiert sind, handelt es sich in den meisten Fällen um solche, die in *Duden 11* als umgangssprachlich markiert sind, wie *sich in den Schwanz beißen* (FAZ 4.7.2008) und *auf die Nerven gehen* (SZ 5.2.2010). Im Kontext kann die Bewertung wie in den Beispielen (20) bis (22) aussehen:

- (20) [...] so ist Schmutz doch der Versuchung vieler Editoren erlegen, dass er glaubt, die Quellen sprächen schon für sich selbst, ja er **hält sich allen Ernstes zugute**, mit ihnen besser als Boccaccio die Fülle und Authentizität des mittelalterlichen Daseins zu erfassen. (FAZ 5.9.2008)
- (21) Dieser Autor **hat kein Auge für** erzählerische Ökonomie. (SZ 28.1.2010)
- (22) **So oder so**, viel Pathos gibt es auch am Ende: (SZ 4.2.2010)

In den Beispielen (20) und (21) wird der Einsatz des Autors negativ bewertet, während im Beispiel (22) der Phraseologismus in einem positiv wertenden Kontext steht. Unter den in den abschließenden Textteilen 25 belegten Phraseologismen, von denen nur drei in einem informierenden Kontext vorkommen, ist kein Trend sichtbar, der einen Hinweis darauf geben würde, ob feste Wortverbindungen häufiger beim positiven oder beim negativen Bewerten verwendet werden. Die Belege verteilen sich gleichmäßig auf beide Funktionen.

4.3 Einige syntaktische Mittel

Abschließend soll noch kurz auf einige bei der Handlung BEWERTEN vorkommende syntaktische Mittel eingegangen werden. Häufig belegt im Material sind konsekutive *dass*-Sätze, deren Korrelat (*so* + Adjektiv) schon bewertend ist, wie die Beispiele (23) und (24) zeigen. Dabei geht es jeweils um eine Steigerung des positiven Bewertens. Ein weiteres, wiederholt eingesetztes Mittel ist der erläuternde Relativsatz (Belegsätze 25–27), der das Bezugswort im vorhergehenden Satz näher beschreibt.

- (23) [...] das alles hat B.Z. [...] **so wunderbar anschaulich** geschildert, **dass** man das Buch [...] für eines der leenswertesten hält, die in den letzten Jahren über Kunst erschienen sind. (SZ 29.1.2010)
- (24) [...] und macht sie dadurch **so überzeugend, dass** man den Eindruck gewinnt, man hätte sie auch selber finden können. (SZ 5.2.2010)
- (25) All dies sind Qualitäten, **die** auch Bättschmanns Buch lesenswert machen. (FAZ 4.7.2008)
- (26) [...] wie in all dieser Rhythmizität immer auch etwas liegt, **das** über das Maß des Gewöhnlichen hinausreicht. (SZ 1.2.2010)
- (27) „Netze“ ist ein spannender Roman, **der** uns Dinge einprägsam vor Augen führt, von denen wir sonst nur ratlos aus den Schreckensmeldungen der Medien erfahren. (SZ 28.1.2010)

Zahlreiche Beispiele für Nominalphrasen (28), Passivsätze ohne Nennung des Agens (29) oder Vergleichssätze (30) könnten angeführt werden. Den unten aufgeführten Beispielen gemeinsam ist, dass sie eine Gesamtbewertung pointiert ausdrücken und so dazu beitragen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Bewertung zu lenken.

- (28) **Szenen aus einem kleinen Leben**, das nicht kleinlich sein muss. (SZ 6./7.2.2010)
- (29) [...] zu viel Interessantes **wird** hier **ausgebreitet**, zu gut hier **erzählt**. (SZ 5.2.2010)
- (30) [...] so bleibt von diesem Roman schließlich **weit weniger, als** sein schöner, poetisch-epischer Titel verspricht. (SZ 29.1.2010)

Zum irrealen Aussagesatz bemerkt Zhong (1995, 120), er sei eine der wenigen syntaktischen Formen, die mit bestimmten Sprachhandlungstypen verbunden sind. Im untersuchten Material finden sich nicht selten Belege dieses Satztyps, wobei es in den Beispielen (31) und (32) um eine Abschwächung eines im Grunde genommen positiven Bewertens geht.

- (31) Das **wäre** durchaus legitim, [...], **würde** der Klappentext **nicht verkünden**: „Eine einzigartige, überzeugende Diskursgeschichte der Soziologie [...]“. (SZ 28.1.2010)
- (32) Ob man Veronique und die beiden Jungs zu Freunden **hätte haben wollen**, steht auf einem anderen Blatt. (SZ 5.2.2010)

Zu den hier exemplarisch aufgeführten Beispielen zur Funktion verschiedener syntaktischer Mittel kann zusammenfassend festgestellt werden, dass sie zu einer Spezifizierung oder Verdeutlichung der jeweiligen Bewertung beitragen.

Ein weiteres syntaktisches Mittel, worauf Zhong (1995, 117) aufmerksam macht, ist der unpersönliche *man*-Satz, der im abschließenden Teil der untersuchten Rezensionen auch mehrmals zu belegen war.

- (33) **Man** wird je nach eigener Lektüreerfahrung [...] abschweifen und zurückkehren zu diesem dichtgewebten Buch. (FAZ 4.7.2008)
- (34) Diese doch sehr überladene Bildsprache [...] verzeiht **man** Bauers Erstling gern. (FAZ 30.8.2008)
- (35) Solche Fälle, von denen **man** etliche anführen könnte, lassen an dem Wert und Verdienst des Unternehmens keinen Zweifel. (FAZ 5.9.2008)
- (36) Das alles hat B. Z. [...] so wunderbar anschaulich geschildert, dass **man** das Buch [...] für eines der leenswertesten hält, [...]. (SZ 29.10.2010)

Beim Verwenden unpersönlicher *man*-Sätze kann der Leser indirekt einbezogen werden. In den Belegen (33) und (34) ist *man* ohne eigentliche Bedeutungsänderung durch *der Leser* ersetzbar. In den Beispielen (35) und (36) weist *man* eher auf den Rezensenten hin, rückt ihn aber nicht in den Vordergrund und lässt so den Satz weniger subjektiv erscheinen.

5 Zusammenfassung

Anhand von 50 Rezensionen aus der FAZ und der SZ wurde der abschließende Teil von Buchbesprechungen etwas näher unter die Lupe genommen. Nach der Präsentation einiger quantitativer Informationen über das Material wurden die Texte kommentiert. Im Zentrum des Interesses lagen dabei die vorkommenden Bewertungen im abschließenden Teil der Rezensionen, wobei auf die lexikalischen Mittel fokussiert wurde. Diese wurden in Phraseologismen und in andere lexikalische Mittel eingeteilt. Abschließend folgten noch Beispiele für bei BEWERTEN verwendete syntaktische Mittel.

Die kleine Studie ergab, dass die zusammenfassenden Bewertungen mit Abstand am häufigsten die Bücher betrafen, obwohl auch die Leistungen der Autoren mehr oder weniger direkt bewertet wurden. Wenn es sich um ein übersetztes Werk handelte, wurde vereinzelt auch die Übersetzung bewertet. Weiter konnte festgestellt werden, dass der abschließende Teil der Rezensionen nicht immer Bewertungen enthielt.

Unter den sprachlichen Mitteln spielten die Phraseologismen eine untergeordnete Rolle. Von größerer Bedeutung war die Wahl von Adjektiven und Substantiven. Auch das Verb spielte eine Rolle, aber für die Bewertung waren die Konnotationen seiner Mitspieler entscheidender. Unter den syn-

taktischen Mitteln kamen u. a. *dass*- und Relativsätze vor, die Bewertungen in verschiedener Weise näher spezifizierten.

Die unerwartet große Dominanz der positiven Bewertungen im Schlussteil der Rezensionen fiel auf. Es kann kaum der Fall sein, dass Neuerscheinungen meistens vorwiegend lobenswert sind, abgesehen davon, dass es nicht möglich ist, alle zu besprechen. Die Bücher, die letztendlich in der FAZ und der SZ rezensiert werden, repräsentieren natürlich eine Auswahl. Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, nach welchen unterschiedlichen Kriterien die zu rezensierenden Bücher ausgewählt werden.

Literatur

- Adamzik, Kirsten. 2001. Die Zukunft der Text(sorten)linguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten im Verbund. In: Fix, Ulla, Habscheid, Stephan & Klein, Josef (Hrsg.). *Zur Kulturspezifik von Textsorten*, 15–30. Tübingen: Narr.
- Burger, Harald. 2010. *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. 4., neu bearb. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag (Grundlagen der Germanistik 36).
- Dallmann, Sabine. 1979. Die Rezension. Zur Charakterisierung von Texttyp, Darstellungsart und Stil. In: Fleischer, Wolfgang (Hrsg.). *Sprachnormen, Stil und Sprachkultur*, 58–97. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR.
- Duden 11 = Duden Redewendungen* 2002. *Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. 2., neu bearb. und aktual. Aufl. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Fleischer, Wolfgang. 1997. *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2., durchg. u. erg. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Nagy, Nikolett. 2009. Die wissenschaftliche Rezension. Ein interkultureller und sprachkontrastiver Textsortenvergleich. In: *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung* 48, 71–88.
- Skog-Södersved, Mariann & Malmqvist, Anita. 2009. *Ändå faller jag inte i farstun för just den här boken*. Om att påverka läsaren av bokrecensioner med hjälp av fraseologismer. In: Enell-Nilsson, Mona & Nissilä, Niina (Hrsg.). *VAKKI-symposium XXIX. Språk och makt. Vasa 13.–14.2.2009*, 375–386. Vasa: Vasa universitet.
- Skog-Södersved, Mariann & Malmqvist, Anita. 2010. *Bei seinem biographischen Leisten bleiben*. Zu Phraseologismen in schwedischen und deutschen Buchbesprechungen. In: Korhonen, Jarmo, Mieder, Wolfgang, Piirainen, Elisabeth & Piñel, Rosa (Hrsg.). *EUROPHRAS 2008. Beiträge zur internationalen Phraseologiekonferenz vom 13.–16.8. 2008 in Helsinki*, 355–364. <http://www.helsinki.fi/deutsch/europhras/ep2008.pdf>.
- Stein, Stephan. 2008. Intermedialer Textsortenvergleich. Grundlagen, Methoden und exemplarische Analyse. In: Lüger, Heinz-Helmut & Lenk, Hartmut E. H. (Hrsg.). *Kontrastive Medienlinguistik*, 425–450. Landau: Verlag Empirische Pädagogik.
- Weber-Knapp, Regine. 1994. Bewertungen in literarischen Zeitungsrezensionen. In: Moilanen, Markku & Tiittula, Liisa (Hrsg.). *Überredung in der Presse. Texte, Strategien, Analysen*, 149–160. Berlin & New York: de Gruyter.

Zhong, Lianmin. 1995. *Bewerten in literarischen Rezensionen. Linguistische Untersuchungen zu Bewertungshandlungstypen, Buchframe, Bewertungsmaßstäben und bewertenden Textstrukturen*. Frankfurt am Main u. a.: Lang (Arbeiten zu Diskurs und Stil 4).

Mariann Skog-Södersved
Tyska språket och litteraturen
Vasa universitet
PB 700, FI-65101 Vasa
mss@uwasa.fi

Anita Malmqvist
Institutionen för språkstudier
Umeå universitet
SE-901 87 Umeå
anita.malmqvist@tyska.umu.se

Verbmetonymie – wie, was und weshalb? Eine sprachliche Erscheinung aus pragmatischer Sicht beleuchtet

1 Einleitung

Metonymien sind schon seit der Antike mit unterschiedlichem, wissenschaftlichem Ansatz und Anspruch untersucht worden, wobei in den Vordergrund der sprachwissenschaftlichen Überlegungen meistens die substantivischen Metonymien und ihre Rolle als Text- und Redegestaltungsmittel standen. Die Verbmetonymien dagegen sind selten Untersuchungsgegenstand linguistischer Studien, da sie sich der Betrachtung des Forschers leicht entziehen können. Dies kann darauf zurückzuführen sein, dass es bei den Verbmetonymien um Benennungen von Handlungen geht, die als eine getätigte Handlung betrachtet werden oder aber auch als ein Kontinuum, bestehend aus unterschiedlichen Handlungssequenzen.¹ Unabhängig von ihrer Wortartzugehörigkeit ist für Metonymien kennzeichnend, dass mit ihnen eine Beziehung der Kontiguität zwischen Entitäten ein und desselben Wirklichkeitsbereiches hergestellt wird. Dabei kann es sich um eine raumzeitliche Kontiguität, d. h. um ein Verhältnis räumlicher Nachbarschaft, zeitlicher Aufeinanderfolge (wie Wirkung und Ursache) oder der Gleichzeitigkeit handeln. Im folgenden Zitat² aus Walter Moers Roman *Die 13 1/2 Leben des Käpt'n Blaubär* (1999) fällt diese raumzeitliche Kontiguität, die die Aspekte der Handlung ‚sprechen‘ bezeichnen, auf. Es sind die Verben

¹ Dem ungeachtet ist eine größere Studie zur Verbmetonymie unter dem Titel *Verbmetonymie und ihre Leistung im Benennungsprozess* (2010) von der Verfasserin publiziert worden. Der vorliegende Beitrag soll einige grundlegende Fragestellungen und Schwerpunkte in kondensierter Form aufgreifen.

² Alle benutzten Beispiele sind dem elektronisch abrufbaren *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS) der Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin entnommen (<http://www.dwds.de>). Dieses Wörterbuch stellt ein nach Textsorten ausgewogenes Kernkorpus des gesamten 20. Jahrhunderts zur Verfügung und weist einen Umfang von 100 Millionen Textwörtern (tokens).

murmeln, quasseln, labern, tuscheln, grölen, plaudern, quatschen, intrigieren, parlieren, tratschen, die hier als Verbmetonymien betrachtet werden.

Die Tratschwellen gaben sich nicht damit zufrieden, mir einfach das Sprechen beizubringen, sie wollten, daß ich es in allen Formen perfekt beherrschte. Sie lehrten mich **murmeln, quasseln** und **labern, tuscheln** und **grölen, plaudern, quatschen, parlieren, intrigieren** und natürlich **tratschen**. Die Tratschwellen brachten mir bei, wie man eine Rede hält, wie man Selbstgespräche führt, und weihten mich in die Geheimnisse der Überredungskunst ein: wie man andere in Grund und Boden quatscht, aber auch, wie man sich selber um Kopf und Kragen quasselt. (Moers, Walter, *Die 13 1/2 Leben des Käpt'n Blaubär*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1999, 60)³

Die sprachliche Erscheinung Verbmetonymie soll in diesem Beitrag auf drei Fragestellungen hin untersucht werden:

1. Wie entsteht eine Verbmetonymie?
2. Was für Gründe sind für eine Metonymisierung der Verbbedeutung ausschlaggebend?
3. Was geschieht, wenn ein Aspekt der Handlung zur Benennung der Gesamthandlung herangezogen wird und weshalb?

Ein grundlegender Ausgangspunkt für die Überlegungen dabei ist, dass die Verbmetonymie als eine Art semantische Ableitung zu betrachten ist, bei der ein „ontological zooming“⁴ stattfindet, was seinerseits die Rolle der Verbmetonymie als kraftvollen Mechanismus zur Bildung von Ausdrucksmitteln und neuer Verbbedeutungen erklärt.

Um die Metonymisierungsprozesse der Verbbedeutung zu erschließen, soll sowohl methodologisch zunächst die Struktur der Entität Handlung betrachtet werden, als auch die semantischen Besonderheiten der Verben, die diese primär benennen, aber auch die Besonderheiten der Handlungskomponente, die die Entität metonymisch repräsentieren kann. In einem weiteren Schritt werden die Faktoren thematisiert, die die Benutzung von Verbmetonymien fördern. Daran anschließend werden die Auswirkungen der Verbmetonymie auf den Kontext angesprochen und auch die Kontexte aufgezeigt, die die Herausbildung der metonymischen Verbbedeutung

³ Die Angaben zu den Quellen sind alle dem DWDS-Korpus entnommen. Hervorhebungen in den Beispielen aus dem DWDS-Korpus sind von mir, falls nicht anders angegeben.

⁴ Der Begriff „ontological zooming“ (Bittner & Smith 2001) wird im vorliegenden Artikel als Kennzeichnung für die theoretische Verortung bei der Betrachtung des Zusammenhangs von Sprache, Wirklichkeit, Konzept und Denken benutzt. Die Handlung wird als real existierend verstanden, was jedoch nicht ausschließt, dass sie perspektivisch unterschiedlich wahrgenommen werden kann.

beeinflussen. Zur Veranschaulichung der Fragestellungen werden Belege aus Verksammlungen und Wörterbüchern benutzt.

Das zu untersuchende Material wurde im ersten Schritt aus der Zusammenstellung der *Deutschen Verben* von Erich Mater gewonnen, die insgesamt 3205 echte Grundwörter⁵ umfasst. Zusätzlich wurden einschlägige Wörterbücher wie *Duden Universalwörterbuch*, *Wahrig, Synonymwörterbuch* und *Wörterbuch der Synonyme und Antonyme* benutzt. Aber auch Dornseiffs *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen* (⁶1965) und Wehrle/Eggers *Deutscher Wortschatz. Ein Wegweiser zum treffenden Ausdruck* (1981) bilden das Quellenmaterial. In einem zweiten Schritt wurden die Verben in ihrem unmittelbaren Kontext mit Hilfe des Digitalen *Wörterbuchs der Deutschen Sprache* recherchiert, um die Kontexteinbettung berücksichtigen zu können und somit auf die Fragestellungen 2 und 3 eingehen zu können.

2 Metonymie und Metapher

An dieser Stelle soll kurz auf das Verhältnis zwischen Metonymie und Metapher eingegangen werden. In *Rhetorica ad Herennium* (einem Werk von einem anonymen Autor, das aber oft Cicero zugeschrieben wird) ist zu lesen, was unter einer Metonymie zu verstehen ist, und zwar, dass die Metonymie ein Ausdruck von verwandten und benachbarten Dingen ist, mit dem Ziel, eine Sache zu verstehen, die nicht mit ihrer eigenen Benennung bezeichnet ist (vgl. Golla 1935). Auffallend an dieser Definition ist, dass der Autor assoziative und kognitive Elemente – hier die Beziehung von Nähe – thematisiert. Von Ottmers (1996, 174) wird ca. 2000 Jahre später die Metonymie wie folgt definiert:

Ähnlich wie die Metapher beruht auch die Metonymie auf einer semantischen Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Gemeintem und Gesagtem. Im Unterschied zur Metapher besteht diese jedoch in einer direkten Nachbarschaft der Begriffe, basiert also nicht auf einer Vergleichsbeziehung, sondern quasi auf einem ‚realen‘ Ähnlichkeitsverhältnis.

Als Lakoff und Johnson (1980) die figurative Sprache in den Vordergrund linguistischer Betrachtungen rückten, geschah dies mit dem Anspruch, dass diese grundlegende kognitive Prozesse spiegle. Ihre Arbeit gab einen

⁵ Den Begriff „echte Grundwörter“ benutzt Mater (1966) in seiner Zusammenstellung der Verben im Deutschen, wobei er hierunter Verben versteht, die keine Wortbildungselemente aufweisen.

außerordentlichen Wiederhall in der Metaphernforschung, jedoch nicht auf dem Gebiet der Metonymieforschung. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass der Metonymie nur ein Kapitel gewidmet wurde, was darauf hin deutet, dass die Metonymie in Lakoffs und Johnsons Arbeit der Metapher untergeordnet ist. Auch definierten sie die Metonymie hauptsächlich im Vergleich zur Metapher.

Metaphor is principally a way of conceiving one thing in terms of another, and its primary function is understanding. Metonymy, on the other hand, has primarily a referential function, that is, it allows us to use one entity to stand for another. But metonymy is not merely a referential device. It also serves the function of enhancing understanding. [...] determines which aspect we are focusing on. (Lakoff & Johnson 1980, 36)

Eine weitere Arbeitsdefinition ist die von Radden und Kövecses (1999, 21):

Metonymy is a cognitive process in which one conceptual entity, the vehicle, provides mental access to another conceptual entity, the target, within the same idealized cognitive model.

In dieser Definition wird nicht der referentielle Gebrauch der Metonymie angesprochen, sondern auf Langackers Standpunkt hingewiesen, dass „the entity that is normally designated by a metonymic expression serves as a reference point affording mental access to the desired target (i. e., the entity actually being referred to)“ (zitiert nach Radden & Kövecses 1999, 21). Auch fußt diese Definition auf folgende Annahmen: „(i) Metonymy is a conceptual phenomenon; (ii) Metonymy is a cognitive process; (iii) Metonymy operates within an idealized cognitive model“ (vgl. Radden & Kövecses 1999, 17).

In dem vorliegenden Beitrag soll „Metonymie“ als „konzeptuelle Metonymie“ in Anlehnung an Lakoffs und Johnsons (1980) kognitivistische Neudefinition der rhetorischen Tropen „Metapher“ und „Metonymie“ verstanden werden. Somit werden nicht nur referenzielle Metonymien beachtet, sondern die Metonymie wird vielmehr als ein kognitiver Prozess verstanden. Dieses Metonymie-Verständnis macht deutlich, dass ein konzeptueller Bereich mentalen Zugang zu einem anderen Bereich erlaubt, und zwar innerhalb eines einzigen kognitiven Modells. In diesem Sinne liegen Metonymien – wie dies Panther und Thornburg (1998) dargestellt haben – mentale Strukturen zugrunde.

3 Arbeiten zur Metonymie und theoretische Ansatzpunkte

Die Forschungsliteratur macht deutlich, dass zur Metonymie allgemein eine Vielzahl von Einzeluntersuchungen vorliegt⁶. Repräsentativ für die Metonymieforschung sind neuere Untersuchungen, die die Stellung der Metonymie in Kognition und Pragmatik beleuchten, Arbeiten, die metonymische Inferenzen in der Grammatik aufgreifen und auch Ansätze, die den Sprachwandel unter besonderer Berücksichtigung der Metonymie und der pragmatischen Inferenzen aufgreifen. Hinzu kommen Untersuchungen von Inferenzen im Sprachvergleich.

Ruiz de Mendoza und Pérez (2003) behandeln in ihrer Arbeit *Cognitive operations and pragmatic implication* die konzeptuelle Metonymie. Diese wird als kognitive Operation des Schlüsse-Ziehens betrachtet, wobei mit Hilfe der Relevanztheorie von Sperber und Wilson (1995) nicht nur „Implikaturen“ sondern auch „Explikaturen“ unterschieden werden. Explikaturen sind Bedeutungen, die einer Äußerung aufgrund des Prinzips der Relevanz und aufgrund einer Reihe von kognitiven Operationen (Ruiz de Mendoza & Pérez 2003, 32) zugeteilt werden können. Es wird von ihnen als Neuerung vorgeschlagen, auch metonymisches Mapping als kognitive Operation zu betrachten, die beim Erschließen von Implikaturen wirkt (2003, 24). Von einer konzeptuellen Grundlage von Metonymien ausgehend vertreten Ruiz de Mendoza und Pérez (2003) die Auffassung von der Existenz eines Metaphern-Metonymien-Kontinuums, so dass Grenzziehungsfragen zwischen Metaphern und Metonymien nicht in den Vordergrund ihrer Überlegungen rücken.

Barcelonas Arbeit *The case for a metonymy basis of pragmatic inferencing. Evidence from jokes and funny anecdotes* (2003) greift die Frage auf, warum es uns möglich ist, Witze als solche schnell zu entschlüsseln. Demzufolge geht es ihm um unser Schlussfolgerungsvermögen. Als Erklärungshintergrund benutzt Barcelona (2003, 81ff.) eine linguistische Komiktheorie, die von Attardo (2001) und Raskin (1985) entwickelt wurde und ergänzt diese mit einer „conceptual blending“-Analyse. Der Verdienst der „conceptual blending“-Analyse ist, dass kognitive metonymische Prozesse einbezogen werden können. Die Prozesshaftigkeit wird dann von Barcelona als

⁶ Vgl. auch die Rezension von Ralph Müller zu dem Sammelband von Panther und Thornburg *Metonymy and Pragmatic Inferencing* in <http://www.metaphorik.de/06/rezensionpantherthornburg.htm> [inges. am 1.5.2011].

Basis aller pragmatischen Inferenzen beim Verstehen von Witzen gesehen (2003, 97). Der Autor sieht somit konzeptuelle Metonymien als Wegweiser für inferenzielle Wege bei der Interpretation von Witzen, aber auch von pragmatischen Inferenzen generell.

Die Untersuchung von Köpcke und Zubin (2003) *Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German* gilt der Verwendung des Neutrums für weibliche Menschen in der deutschen Sprache (z. B. *das Mädchen* für ‚die Frau‘). Auf der Grundlage von Lakoffs (1987, 77–90) metonymischen ICMs⁷ entwickeln Köpcke und Zubin (2003, 150) ihren Standpunkt, dass solchen Verwendungen des Neutrums ein metonymisches Modell zugrunde liegt, das soziale Stereotypen wie (sexuelle) Unschuld, soziale Naivität und abhängigen sozialen Status beinhaltet.

Aus dem Blickwinkel des Sprachvergleichs behandeln Radden und Seto in ihrem Artikel *Metonymic construals of shopping requests in have- and be-languages* (2003) Wunschsäußerungen im Einkaufsgespräch (im Englischen und Japanischen). Ausgangspunkt ist dabei die von Panther und Thornburg (1998) beschriebene metonymische Grundlage von indirekten Sprechakten. Radden und Seto widmen sich der Frage, wie sich die konzeptuellen Grundlagen solcher Sprechakte in verschiedenen Sprachen unterscheiden. Dabei fokussieren sie auf Besitzverhältnisse, die im Englischen und Japanischen unterschiedlich ausgedrückt werden. Als metonymische Grundlagen für indirekte Wunschsäußerungen können die Autoren (im Sprachvergleich) drei Stationen des Einkaufsszenarios feststellen: erste Station ist die Verfügbarkeit des Artikels, zweite Station die Übergabe des Artikels und dritte Station der Empfang des Artikels (Letzteres findet sich z. B. auch in der deutschen Sprache: *Ich bekomme ein Pfund Zwiebeln*).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die verschiedenen Einzeluntersuchungen zur Metonymie Einblicke in Forschungstrends bieten und die Vielfalt von unterschiedlichen Theorien in ihrer Anwendung deutlich machen. Die Untersuchungen umfassen darüber hinaus unterschiedliche Untersuchungsgegenstände, die mit Hilfe der Metonymie analysiert werden (nicht zuletzt auch literarische Texte wie bei Coulson & Oakley 2003). Die Folge aus der Vielfalt neuer Ansätze, Methoden und Forschungsfragen ist, dass sehr komplexe Argumentationen entwickelt werden. Charakteristisch für diese Argumentationen ist, dass keine deutliche Bestimmung

⁷ Ein ICM (Idealized Cognitive Model) ist ein Konzept, das unser Wissen über eine Kategorie definiert. Das Zentrum eines ICMs bilden die Erscheinungen, die diese Kategorie am ehesten charakterisieren.

der Leistung der Metonymie vorgenommen wird, denn es herrscht kein Konsens darüber, ob Metonymien beim Ziehen von pragmatischen Schlüssen grundsätzlich beteiligt sind (wie bei Ruiz de Mendoza & Perez), oder ob der Metonymie eher ein klar definierter Platz (wie bei Barcelona) zugewiesen werden sollte. Dieser Zwiespalt ändert jedoch nichts daran, dass die Arbeiten als wichtige Beiträge zur Rolle der Metonymie beim Ziehen pragmatischer Schlussfolgerungen angesehen werden können. Aus den Beiträgen geht hervor, wie ertragreich die Verbindung von Pragmatik, Kommunikationstheorie und Kognitiver Linguistik sein kann und wie groß die Erklärungskraft der Metonymie ist.

4 Inner- und außersprachliche Gründe für den Gebrauch von Verbmetonymien

Ausgehend von der Struktur der Entität Handlung soll festgehalten werden, dass diese vom menschlichen Bewusstsein in Komponenten zerlegbar ist, die Merkmale genannt werden. Diese Merkmale können Phasen, Etappen, Klänge, Geräusche sein, die in der Zeit als Ganzheit verbunden sind. So kann z. B. die Handlung ‚telefonieren‘, die vorrangig metonymisch benannt wird, als eine Kette oder Serie von Handlungskomponenten präsentiert werden:

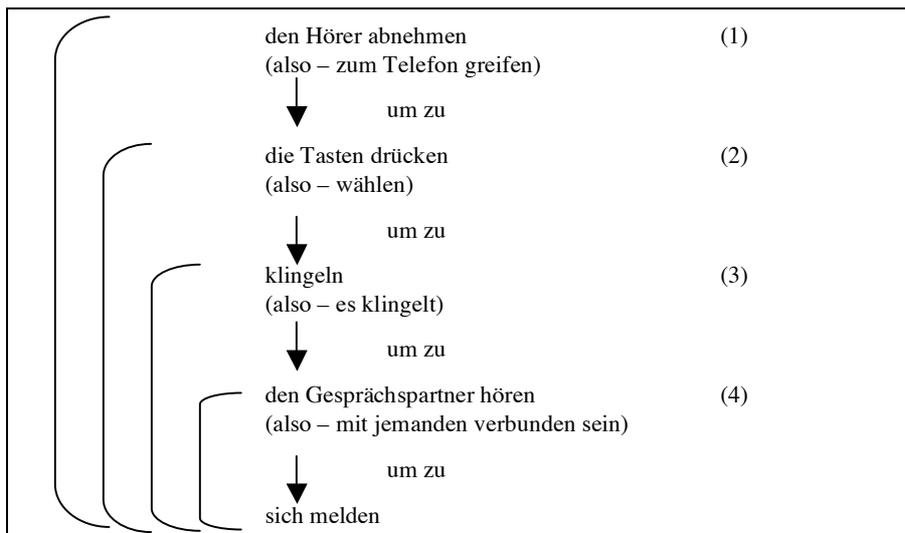


Abb. 1: Handlungskomponenten der Handlung ‚telefonieren‘

Physische Handlungen, die für die Sprechenden in deutliche Abschnitte, Komponenten und Teilhandlungen zerlegbar sind – begleitet von perzeptiven Phänomenen – können metonymisch benannt werden. Solche Handlungen werden primär durch ein Verb benannt, das sie als Ganzheit bezeichnet, indem die einzelnen Komponenten in den Hintergrund rücken – *machen, arbeiten, essen, sprechen, öffnen, einschalten, sich bewegen*. Dies sind sog. bedeutungsschwache Verben, von denen einige zu den semantischen Primitiven gerechnet werden können (s. Wierzbicka 1972; Apresjan 1971). Solche Verben benennen vorrangig Handlungen, die zum Alltag des Menschen gehören. Das Verb *machen* ist ein semantisches Primitiv, das jede Art von Handlung benennen kann, ohne spezifisch etwas über diese Handlung auszudrücken. Konkretisierend wirken dagegen sekundäre Nominationen in Form von Metonymien (*ackern* für arbeiten).

Man könnte festhalten, dass die Metonymien eher eine neue Sichtweise der Handlung spiegeln als eine Veränderung der Handlung selbst. Diese neue Sichtweise resultiert im Überschuss an Bedeutung (bei *ackern* ‚hart arbeiten‘), der zustande kommt, wenn die Bedeutung der primären (*ackern* ‚Feld bewirtschaften‘) und der sekundären Benennung zusammenfällt (‚arbeiten‘). Mit anderen Worten ist dieses Zuviel an Bedeutung ein pragmatischer Schlussfolgerungsprozess, d. h. die Differenz zwischen dem, was expliziert wird und dem, was impliziert wird (nach Grice 1993).

Die Grundvoraussetzung für diese Art der Bedeutungsverschiebung liegt in der Natur der Sprache, Objekte der Wirklichkeit widerspiegeln zu können, indem sie mit Hilfe eines ihrer Merkmale benannt werden. Unter gewissen Voraussetzungen kann jedes der Merkmale in ein motivierendes Merkmal übergehen und zur sekundären Benennung dienen, und zwar dank der „Konservierung“ der menschlichen Erfahrung in Bezug auf die Merkmale und deren Beziehung zueinander. Dies erweitert die Benennungsmöglichkeiten der Sprache auf ein Vielfaches; wie schon Sapir (2004 [1921]) vermerkte, hat keine Sprache die Möglichkeit, jede konkrete Vorstellung mit einem eigenen Wort auszudrücken. Die Konkretheit der Erfahrung sei grenzenlos, die Ressourcen der Sprachen seien jedoch stark begrenzt.

Wenn von den Voraussetzungen für die Bedeutungsverschiebung die Rede ist (wie es bei der Metonymie der Fall ist), muss hervorgehoben werden, dass Kon- und Kontext des Gesagten die übertragene Bedeutung der Wörter explizieren und die Benutzung der Verschiebung ermöglichen, da die Bedeutungsverschiebung eingeschränkte Benennungskapazität aufweist und lexikalische Partner oder Modifikatoren verlangt. So wird die Handlung

‚rattern‘ durch den Kontextbezug im Satz *Die Straßenbahn ratterte durch die Stadt* nicht nur als Geräuschverb sondern auch als Bewegungsverb expliziert. Ich möchte hier die Auffassung vertreten, dass die Bedeutungsverschiebung im Kontext ersichtlich ist, aber nicht vom Kontext geschaffen wird, d. h. dass die Kombination von Semen gleichzeitig mit dem Aufbau des Kontextes konfiguriert wird und dass dies semantisch mit der Bedeutung des Wortes im Gesagten korreliert.

Wenn auf Sapirs Aussage Bezug genommen wird, dass keine einzige Sprache jeden Gedanken mit einem eigenen Wort dafür auszudrücken vermag, kann einer der Gründe der Bedeutungsverschiebung veranschaulicht werden, und zwar die Notwendigkeit, neue Objekte oder Erscheinungen (oder schon vorhandene) auf eine neue Art und Weise zu benennen, für die die primäre Benennung nicht ausreichend erscheint. Eine zweite Art semantischer Benennungsmöglichkeiten wird von der expressiven (oder emotional-wertenden) Funktion der Sprache evoziert, um der schon benannten Erscheinung oder Handlung eine neue Benennung zu verleihen. Diese neue Benennung weist dann entweder einen engeren Bedeutungsumfang auf, oder ist expressiver (emotional, ausdrucksvoll-poetisch, gesunken-umgangssprachlich). Im Folgenden sollen die Gründe angesprochen werden, die den Gebrauch von Verbmetonymien steuern.

1. *Sprachökonomie*

Es geht hier also sowohl um das Streben nach dem geringsten Aufwand, als auch um das Beibehalten des kommunikativen Erfolgs. Es kann von drei Formen der Sprachökonomie gesprochen werden, die mittels Verbmetonymien erreicht werden können. Erstens Verbmetonymien als Mittel für die Entstehung sekundärer Benennungen, durch die neue Bedeutungen entstehen, ohne mit einem Ausbau des Lexikons einherzugehen, zweitens als Mittel der Kürzung des sprachlichen Ausdrucks und drittens als Mittel zur Bildung einer reicheren, ausdrucksvolleren Semantik.

Bei der Verbmetonymie erscheint die Sprachökonomie verdeckt, weil nicht immer bei einer metonymischen Benennung der Handlung sprachliche Einheiten formell gekürzt werden, z. B. *Fotos knipsen* für ‚fotografieren‘, *schnarchen* für ‚schlafen‘ usw. Die Ökonomie ergibt sich hier aus der sekundären Benennung. Ein Verb, das primär eine Handlung benennt, bei dem aber die andere, d. h. die neue metonymische Bedeutung, mit verstanden wird, **enthält** die Vorstellung beider Handlungen und ihrer Beziehung zueinander. Ein weiteres Beispiel ist *Brot backen* für ‚Brot machen‘: Die metonymische Bedeutung ist ‚Brot machen, indem Brot gebacken wird‘.

Wenn die Metonymisierung der Bedeutung in einem Schritt erfolgt, wird die Ökonomie horizontal genannt. Man kann annehmen, dass dieser Prozess linear erfolgt.

- (1) Gute Arbeit, mein Junge. Hoherhobenen Hauptes **stolzierte** er von der Bühne.
Das Duell war zu Ende. (Moers, Walter. *Die 13 1/2 Leben des Käpt'n Blaubär*.
Frankfurt a.M.: Eichborn 1999, 592)

gehen → indem stolziert wird

Bei der metonymischen Benennung der Handlung bleiben die Komponenten oder Erscheinungen unbenannt, die logisch und allen bekannt sind, wie z. B. bei der Handlung ‚kaufen‘, die mit dem Verb *nehmen* benannt ist, wobei die Schritte ‚wählen‘, ‚bezahlen‘ und andere nicht direkt in den Vordergrund rücken. Alle diese Komponenten sind Bestandteile der Handlung und jede von ihnen kann motivierend sein und die ganze Handlung benennen.

Die Ökonomie bei der metonymischen Benennung kann auf dem Hintergrund der Benutzung einiger Verben deutlich gemacht werden, wenn diese nur Betätigung, Bewegung oder/und Aufwand bezeichnen, z. B.:

Die Wasserhähne waren mir ein Rätsel. Ich schraubte, drückte, drehte.

das Wasser zum Fließen bringen → indem geschraubt, gedrückt, gedreht wird

Die zweite Form der verdeckten Ökonomie hat denselben Charakter wie die erste Form: Benennung mittels Verb, das in seiner Bedeutung die Vorstellung von zwei aneinandergestellten Schritten beinhaltet. Die Benennung aber geschieht mit Hilfe von mehreren semantischen Nominationsschritten. Diese Ökonomie ist breit angelegt, weil in der Bedeutung der Verbmetonymie die Vorstellung mehrerer Handlungen mitschwingt. Diese Art der metonymischen Bedeutung benötigt einen weiten Kontext, der über alle Schritte bei dem Zustandekommen der Metonymie Auskunft erteilen kann, was seinerseits die Voraussetzung dafür ist, die neue Bedeutung erschließen zu können, z. B.

die Hände schütteln ‚sich begrüßen‘

die Hände schütteln → nachdem die Hände gegeben werden → um → sich zu begrüßen

- (2) Bei Einladungen sollte man also den jeweiligen Partner genauso mit einbeziehen wie im Gespräch. Merkwürdig ist, daß bei der ersten Vorstellung sich häufig nur

die Männer **die Hände schütteln**. Wundere dich nicht, wenn beim Essen der Amerikaner zuerst das ganze Steak mit Messer und Gabel zerschneidet, dann das Messer hinlegt, die Gabel in die Rechte nimmt und die Linke unter dem Tisch auf das Knie stützt. (Schwanitz, Dietrich. *Bildung*. Frankfurt a.M.: Eichborn 1999, 451)

Außer der Sprachökonomie kann man auch von der Ökonomie der neurophysiologischen Anstrengung (oder der kognitiven Tätigkeit) sprechen. Nach Bally (1932) ist hier die Rede von der Trägheit des Gedankens und der Trägheit des Ausdrucks, die miteinander verbunden sind. Auch Henry (1983, 43) kommentiert dies mit der Aussage, dass statt von Trägheit des Gedankens und der nicht ausführlichen Analyse eher von gesteigertem Interesse, von Konzentration, von Hierarchien, und auch von dem Anspruch, Interesse beim Kommunikationspartner zu erwecken, gesprochen werden könne. Dies könne auch dadurch unterstützt werden, dass die Sprechsituation oder der thematisierte Kontext alle notwendigen Elemente der logischen Struktur bereitstelle. Auf diese Art und Weise können sogar Handlungen benannt werden, deren Verbbedeutung nicht motiviert erscheint, wie z. B. *lösen* im Zusammenhang mit den öffentlichen Verkehrsmitteln (*Fahrkarte lösen*), wo andere Varianten zu hören sind wie *kaufen*, *erstehen*.

Man könnte behaupten, dass bei der Verbmetonymie eine direkte, unmittelbare Benennung erfolgt, indem ein Merkmal des Handlungsgeschehens, das den Sprechenden auf der Oberfläche typisch erscheint, isoliert wird. Es kann sich um auffällige Merkmale handeln, die als wichtig aufgefasst werden und die auditiv und taktil wahrnehmbar sind (vgl. *schnarchen* in der Bedeutung ‚schlafen‘, *knipsen* ‚fotografieren‘, *absägen* ‚fällen‘).

2. *Sprachvariation*

Eine andere Ursache, die neben der Sprachökonomie den Gebrauch der Verbmetonymien begünstigt, ist der Anspruch, Schablonen und Wiederholung zu vermeiden. Dies kann am leichtesten in der schriftlich kodierten Sprache nachvollzogen werden, wobei verschiedene Stilbücher diese Art des schriftlichen Ausdrucks befürworten.

- (3) Da wurden Stiefel und Schuhe gekauft, wenn einem der Dorfschuster zu teuer erschien; ein neues Spinnrad oder eine Waschbütte tat nötig; ein Spaten, eine Forke, eine Hacke oder eine Sense mußten ersetzt werden. Ja, wenn man sie gerade billig **kaufen** konnte, **nahm** man sich auch ein paar Herbstferkel vom Jahrmarkt mit. Freilich, das sah die Gutsverwaltung nicht besonders gern, da sie den Insten und Tagelöhnern die Ferkel aus der eigenen Schweinezucht zu ihren Preisen am liebsten selbst verkaufte. (Rehbein, Franz. *Das Leben eines Landarbeiters*. Jena: Diederichs, 1911, 54958)

Im Beispiel (3) geht es nicht nur um ein Vermeiden von Wiederholungen – die Handlung ist schon einmal mit dem Verb *kaufen* bezeichnet worden, sondern spiegelt auch die Freiheit des Emittenten wider, dieselbe Handlung anders auszudrücken (*nehmen*), denn der Rezipient weiß, worum es geht. Diese Freiheit des Emittenten ist ein notwendiger Faktor für den metonymischen Gebrauch. Manchmal sind die Verbmetonymien okkasionelle Bildungen und ihr Gebrauch ist eine eher komplizierte und unregelmäßige Erscheinung. Einerseits sind hier die Tendenz zur Loslösung von dem Schablonenhaften und der Anspruch auf Kreativität zu spüren, auf der anderen Seite jedoch die Nichtbereitschaft, die Kommunikation mittels komplizierter syntaktischer Konstrukte zu erschweren.

3. *Bewertung*

Eine grundlegende Ursache für die metonymische Benennung der Handlung ist das Streben des Emittenten, die Handlung so zu präsentieren, wie es seiner Beziehung zu dieser und seiner Auffassung von ihr entspricht. Diese Beziehung zur benannten Handlung, die oft als Bewertung oder Gewichtung aufgefasst werden kann, ist der pragmatische Teil der übertragenen Bedeutung. Als Motive für die sekundäre Benennung können Tabuisierungen und Euphemisierungen angeführt werden. Durch den Gebrauch von Verbmetonymien können tabubelegte Sprechweisen über Handlungen vermieden werden, z. B. *mopsen* und *stibitzen* statt *stehlen*. Die Handlung wird verringert oder „umschrieben“, was Ausdruck für die häufigste pragmatische Bewertung ist, die in der metonymischen Bedeutung zum Vorschein kommt.

5 *Aufgabe der Verbmetonymie*

Wie festgestellt werden konnte, sind in der metonymischen Bedeutung die Merkmale des Ganzen mit denen seiner Teile stark miteinander verbunden. Daraus ergibt sich die Aufgabe der Verbmetonymien für die Äußerungen, die wie folgt bestimmt werden können:

- sprachlich-kognitive Ökonomie der Äußerung,
- größere Informativität der Äußerung,
- Akzentuierung der pragmatischen Bedeutung der Äußerung.

Die Information, die über den Referenten gegeben wird, ist vom Merkmal der Nomination abhängig. Dabei ist die individualisierende Äußerung informativer.

Die Verbmetonymien, die die Erscheinungen auf neue, andere Weise bezeichnen, haben nicht nur charakterisierende Eigenschaften, sondern auch Erkenntnisfunktion. Sie werden durch den bereicherten Inhalt, den sie durch die indirekte Nomination erhalten haben, bestimmt. Die Bereicherung der metonymischen Verbbedeutung ist darin zu sehen, dass sie sich durch eine zweifache onomasiologische Struktur auszeichnet: onomasiologische Basis – Neubenennung der Handlung; onomasiologisches Merkmal – benennendes, motivierendes Merkmal. Das motivierende Merkmal wird immer als eine Art der Durchführung der Handlung aufgefasst. Dadurch wird interne Information über diese Handlung vermittelt, die es ermöglicht,

- a) in die Struktur einzudringen und Informationen zur Funktion des Handlungsmerkmals bei der Durchführung der Gesamthandlung zu bekommen (*an der Tür ziehen* für *die Tür schließen* – ich ziehe an der Tür → um → die Tür zu schließen)⁸,
- b) die Begleitumstände herauszufiltern (*klappern* für *mahlen* – die Mühlen klappern → während sie mahlen)

Auf den ersten Blick erscheint die sich so herausgebildete metonymische Bedeutung als eine Form synthetisierter Benennung der Handlung, die enger auf ein Merkmal bezogen, aber reicher an Information ist. Die synthetisierte Benennung ist Folge einer starken Sprachökonomie. Gleichzeitig ist der Gebrauch der Verbmetonymien auch als Folge des Bestrebens des Emittenten zur Detailliertheit und sprachlicher Ausdrucksvollheit zu sehen. Das motivierende Merkmal in der Benennung, das zum Explizieren gebraucht wird, erhält wie bei einem Einzoomen eine größere Gewichtung im Vergleich zu den Merkmalen, die der neutralen Benennung eigen sind und die in den Hintergrund treten.

6 Lexikalische Mittel als Kontexte für Verbmetonymien

6.1 Zusammenwirken von Kontext und Verbmetonymie

An dieser Stelle soll das Zusammenwirken von Verbmetonymie und Kontext angesprochen werden und insbesondere die Anhäufung von bestimmten Kontexten, die die Herausbildung metonymischer Verbbedeutungen fördern.

⁸ Vgl. auch *an der Tür ziehen* für *die Tür öffnen* – ich ziehe an der Tür → um → die Tür zu öffnen.

- (4) Noch gab es hier weltabgeschiedene Täler mit lindenumgrüntem Bauernhöfen, und steile Höhen, mit Burgen gekrönt, von den Sprossen alter Geschlechter bewohnt; fast überall aber **dröhnten** die Eisenhämmer, **kreischten** die Sägen und **klapperten** die Mühlen; und wer die Geister der Vergangenheit suchen wollte, der mochte sie wohl nur noch tief in den Felsenhöhlen der Berge finden. (Braun, Lily. *Memoiren einer Sozialistin*. München: Langen 1909, 9631)

Im Beispiel (4) sollen konkret die Äußerungen *dröhnten die Eisenhämmer*, *kreischten die Sägen* und *klapperten die Mühlen* betrachtet werden, wobei *dröhnten/kreischten/klapperten* ‚arbeiteten, indem sie dröhnen/ kreischen/ klappern‘ bedeuten → weil ‚sie intensiv, pausenlos arbeiteten‘. Wenn Kontexte dieser Äußerung hinzugefügt werden, wird folgender Prozess ersichtlich:

- a) *die Eisenhämmer dröhnen, die Sägen kreischen, die Mühlen klappern* – es ist ein Geräusch zu hören oder es wird gearbeitet,
- b) *die Eisenhämmer dröhnten, die Sägen kreischten, die Mühlen klapperten* – das Vergangenheitstempus Präteritum gibt Aufschluss darüber, dass diese Handlungen parallel zu einer anderen Handlung in der Vergangenheit – *damals* – zu setzen sind; es wird eine Beziehung zu vergangenen Momenten hergestellt und der Emittent ist in eine Zeugenrolle versetzt; die Handlung erhält eine Fixierung in Usualität, Zeit und Dauer.
- c) *fast überall aber dröhnten die Eisenhämmer, kreischten die Sägen und klapperten die Mühlen* – der Ausdruck *fast überall* dient der Verankerung der Handlung im Raum; Valenzen für Erklärungen werden gefüllt, indem das Anreihen von Erklärungen abgeschlossen wird: wenn fast überall die Eisenhämmer dröhnen, die Sägen kreischen und die Mühlen klappern, dann arbeiten sie fast überall. In wenigen Fällen können sie dröhnen, kreischen, klappern ohne zu arbeiten. In solchen Fällen würde dies jedoch vermerkt werden.

Auf diese Art könnten auch weitere Kontextelemente angehäuft werden, die dieselbe Art der Durchführung der Handlung suggerieren.

6.2 Äußerungen mit defizitärem Kontext

Bei der Betrachtung der Kontexte konnte festgestellt werden, dass zwischen zwei Formen von defizitären oder auch nicht ausreichenden Kontexten unterschieden werden kann. Die eine Form umfasst die Kontexte, die für das

Verstehen der Bedeutung der Verbmetonymie nicht ausreichend sind, und die andere solche Kontexte, die für das Verstehen ihres pragmatischen Inhalts keine Hinweise geben. Die folgenden Beispiele sollen dies illustrieren.

- 1) A (am Telefon): Was machst du?
 B: Klimpere auf dem Klavier.
 A: Klimperst du nur oder spielst du?
 B: Ich übe.
- 2) A: Was machst du?
 B: Den ganzen Tag klimpere ich Beethovens 9. auf dem Klavier.
 A: Ist das angenehm oder langweilig?

Derselbe Sachverhalt liegt in 1) und 2) vor, wobei der Aktant *Klavier* fast immer zur Formierung der metonymischen Bedeutung ‚auf dem Klavier spielen‘ beiträgt. In Beispiel 1) ist sich der Fragende nicht sicher, ob der Adressat Klavier spielen kann. In Beispiel 2) ist der Kontext für eine geglückte Interpretation der metonymischen Verbbedeutung ausreichend, für eine eindeutige pragmatische Bewertung, die in der Äußerung verankert ist, jedoch nicht.

Äußerungen wie in 1) und 2) können auch die Intention von B spiegeln, sich nicht eindeutig auszudrücken. Dies aus Gründen der Selbstdarstellung und/oder auch mit der Absicht verbunden, Interesse und Neugier zu erwecken und somit das Gespräch weiterzuführen und voranzutreiben. Gleichzeitig entsteht die Möglichkeit, dass der Kommunikationspartner (hier B) die Einstellung zur vollzogenen Handlung selbst definieren kann. Vorzufinden ist die potentielle Zweideutigkeit in Schlagzeilen und sie wird dadurch erreicht, dass die Handlung mittels einer ihrer konkreten Komponenten benannt und gleichzeitig ohne ausreichenden Kontext versehen wird, da dieser die hypothetischen Interpretationen der Bedeutung stark einschränken würde.

6.3 Das Fehlen von determinierenden Elementen

Die Intention des Emittenten, eine Bewertung der Durchführung der Handlung mit Hilfe von Verbmetonymien zu suggerieren, zieht andere Mittel nach sich, die sich als determinierende Einheiten um das Verb herum ablagern. So sehr auch diese Tendenz als dominant erscheinen mag, verbleibt das Verb in den meisten Fällen ohne determinierende Elemente und wirkt aus eigener expressiver Kraft. Wenn angenommen wird, dass in der Tiefenstruktur einer Äußerung die Vorstellung von einem Verb mit

metonymischer Bedeutung existiert, dann generiert dies auch die Vorstellung von seinen Determinanten. Diese Determinanten entsprechen der Intention, eine bestimmte Art der Handlung zu suggerieren. Es könnte behauptet werden, dass die Bedeutung und das Suggestieren nur auf Grund der Verbmetonymie an der Oberflächenstruktur kondensiert vorzufinden ist.

- (5) Das Pflaster ist aufgerissen und mit Brettern bedeckt, durch deren Ritzen Licht schimmert. Dort in der Tiefe wird noch **gewühlt, gepumpt, gehämmert** am Bau der Untergrundbahn. Die Fenster der alten Klosterkirche glänzen in mattem Schein. (Hegeler, Wilhelm, Nächtlicher Bummel. In: *Berliner Tageblatt* (Montags-Ausgabe) 04.03.1912, 1)

Das Beispiel (5) erweckt den Anschein, als ob ein Redakteur am Werke gewesen sei, der die determinierenden Elemente ausgemerzt und ein eher leeres Umfeld um das Verb herum hinterlassen hätte. Der Verbmetonymie wird auf diese Weise die Aufgabe übertragen, alle Bewertungsnuancen auszudrücken, und gleichzeitig wird der Rezipient dazu aufgefordert, diese Bewertungen zu erschließen.

7 Zusammenfassung

Aus der Darstellung der Voraussetzungen und Ursachen der Herausbildung der Verbmetonymie und ihrer Auswirkungen auf die Äußerung wurde ersichtlich, dass die Verbmetonymie als eigenständige Art semantischer Nomination betrachtet werden kann. Es wurde auch deutlich, dass der Verbmetonymie das Merkmal zugesprochen werden kann, im Benennungsprozess die Inhalte größtenteils unbemerkt verschieben zu können. Diese Verschiebung beruht auf der Leistung der Verbmetonymie, eine begrifflich-sprachliche Neuaufgliederung der Wirklichkeit zu schaffen, wobei Begleitumstände der Handlung oder gewisse Handlungsschritte eher in den Fokus gerückt werden als die eigentliche Gesamthandlung. Somit wird aus den Bedeutungen der Verbmetonymien eine Betrachtungsweise sichtbar, die das Verhältnis zwischen den Erscheinungen und deren Bestandteilen spiegelt. Durch die metonymische Benennung wird eine neue Klassifikation der Handlungen vorgenommen, indem diese zu einem neuen Typus von Handlungen in Beziehung gesetzt werden (wenn z. B. das Mahlen als ein Klappern benannt wird, gewinnt das Verb für die Geräuschemission den Status eines Handlungsverbs).

Mit der metonymischen Benennung der Handlung wird eine Fokussierung eines Bestandteils in seiner Durchführung getätigt, indem dieser Bestandteil als Art der durchgeführten Handlung in den Vordergrund tritt. In Abhängig-

keit von der Intention des Emittenten oder als Folge der Veränderung der Art der Durchführung der Handlung können verschiedene Seiten ein und derselben Handlung fokussiert werden und diese auch mit verschiedenen Verben benannt werden.

Die Handlungen können als ein Kontinuum von kausal miteinander verknüpften und auf verschiedenen Ebenen stattfindenden anderen Handlungen gesehen werden, denn es gibt kaum Handlungen, die aus nur einer einzigen Bewegung, Anstrengung oder Einwirkung bestehen. Der Aufwand, die Bewegungen und die Einwirkungen werden in einer Ganzheit kombiniert und angeordnet, und diese Kombination kann andere unterschiedliche Handlungen bilden. Die metonymische Benennung der Handlung baut auf die Möglichkeit des menschlichen Bewusstseins, einerseits den Prozess der Durchführung der Handlung in seine Einzelbestandteile zu segmentieren, andererseits mit Hilfe eines Merkmals der Handlung diese als Ganzheit zu rekonstruieren.

Das motivierende Merkmal, mit dessen Hilfe eine Handlung metonymisch benannt wurde, kann sowohl ein zentrales als auch ein peripheres sein. Metonymisch wird die Handlung benannt, wenn der Emittent die einzelnen Komponenten der Handlung erschließen kann und ein Verstehen dieser vorweist. Ausblickend seien folgende wichtige Gesichtspunkte zu Verbmetymien angesprochen:

- Von der Metonymisierung sind solche Verbbedeutungen betroffen, die für den Menschen maximal relevante Handlungen oder Erscheinungen repräsentieren. Diese Handlungen sind demzufolge bekannt und in Teilhandlungen segmentierbar. Die Differenzierung unterschiedlicher Komponenten oder Erscheinungen bei der Durchführung der Handlung stellt die Handlung mit den Gegenständen gleich, die auch ihre Merkmale besitzen und auf Grund derer sie metonymisch benannt werden können.
- Mittels der Verbmetymie wird eine Verringerung oder Verstärkung der Intensität der Handlung thematisiert. Das ist die Grundlage für die pragmatische Bewertung. Durch die Modifikation der Handlungsintensität soll auf den Rezipienten eingewirkt werden.
- Die metonymische Bedeutung stellt eine Handlung konkreter, einfacher in ihrer Durchführung dar, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Die Kommunikationsteilnehmer wissen, dass die Handlung nicht exakt so durchgeführt wird wie sprachlich dargestellt.

- Die Beobachtungen zum Kontext der metonymischen Bedeutung weisen darauf hin, dass mit dem immer wirkenden sprachökonomischen Prinzip auch gleichzeitig die Tendenz ersichtlich ist, ein und dasselbe semantische Element durch Anhäufung unterschiedlicher sprachlicher Mittel auszudrücken – geleitet vom Wunsch, bestimmte Elemente hervorzuheben.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Bulitta, E. & Bulitta, H. 1990. *Wörterbuch der Synonyme und Antonyme*. Frankfurt am M.: Fischer Taschenbuch.
- Dornseiff, F. 1965. *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. Berlin: de Gruyter.
- Duden. *Deutsches Universalwörterbuch*. 2001. 4., neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- DWDS = *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*. <http://www.dwds.de>
- Mater, E. 1966. *Deutsche Verben. Heft 1–10*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Synonymwörterbuch. Sinnverwandte Ausdrücke der deutschen Sprache*. 1973. Hrsg. v. Görner, H. & Kempcke, G. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Wahrig. *Deutsches Wörterbuch 2002*. Gütersloh/München: Bertelsmann Lexikon.
- Wehrle, H. & Eggers, H. 1981. *Deutscher Wortschatz. Ein Wegweiser zum treffenden Ausdruck*. Stuttgart: Klett.

Sekundärliteratur

- Apresjan, J. D. 1971. *Ideen und Methoden der modernen strukturellen Linguistik: kurzer Abriss*. München: Hueber.
- Attardo, S. 2001. *Humorous Texts: A Semantic and Pragmatic Analysis*. Berlin: de Gruyter.
- Bally, Ch. 1932. *Linguistique générale et linguistique française*. Paris: Leroux.
- Barcelona, A. 2003. The case for a metonymy basis of pragmatic inferencing. Evidence from jokes and funny anecdotes. In: Panther, K.-U. & Thornburg, L. (Hrsg.). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, 81–102. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
- Bittner, Th. & Smith, B. 2001. A Taxonomy of Granular Partitions. In: Montello, D. R. (Hrsg.). *Spatial Information Theory. Foundations of Geographic Information Science International Conference, COSIT 2001 Morro Bay, CA, USA, September 19–23, 2001 Proceedings*, 28–43. <http://www.springerlink.com/content/978-3-540-42613-4>. [geöffnet am 17.5.2011].
- Coulson, S. & Oakley, T. 2003. Metonymy and conceptual blending. In: Panther, K.-U. & Thornburg, L. (Hrsg.). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, 51–79. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
- Golla, G. 1935. *Sprachliche Beobachtungen zum auctor ad Herennium*. Diss. Breslau.

- Grice, P. 1993 [1975]. Logik und Konversation. In: Meggle, G. (Hrsg.). *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Henry, A. 1983. *Métonymie et Métaphore*. Bruxelles: Palais des académies.
- Köpcke, K.-M. & Zubin, D. A. 2003. Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German. In: Panther, K.-U. & Thornburg, L. (Hrsg.). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, 149–168. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
- Lakoff, G. 1987. *Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lakoff, G. & Johnson, M. 1980. *Metaphors We Live By*. Chicago: University of Chicago Press.
- Langacker, R.W. 1987. Nouns and verbs. *Language*, 63, 53–94.
- Ottmers, C. 1996. *Rhetorik*. Stuttgart: Metzler.
- Panther, K.-U. & Thornburg, L. 1998. A Cognitive Approach to Inferencing in Conversation. *Journal of Pragmatics* 30, 755–769.
- Radden, G. & Kövecses, Z. 1999. Towards a Theory of Metonymy. In: Panther, K.-U. & Radden, G. (Hrsg.). *Metonymy in Language and Thought*, 17–59. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
- Radden, G. & Seto, K. 2003. Metonymic construals of shopping requests in have- and be-languages. In: Panther, K.-U. & Thornburg, L. (Hrsg.). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, 223–240. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
- Raskin, V. 1885. *Semantic Mechanisms of Humor*. Dodrecht: D. Reidel Publishing.
- Ruiz de Mendoza, F. J. & Pérez, L. 2003. Cognitive operations and pragmatic implication. In: Panther, K.-U. & Thornburg, L. (Hrsg.). *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, 23–49. Amsterdam/ Philadelphia: John Benjamins.
- Sapir, E. 2004 [1921]. *Language. An Introduction to the Study of Speech*. Mineola/ New York: Dover Publications.
- Sperber, D. & Wilson, D. 1995 [1986]. *Relevance. Communication and Cognition*. Second edition. Oxford: Blackwell.
- Stoeva-Holm, D. 2010. *Verbmetonymie und ihre Leistung im Benennungsprozess*. Tübingen: Narr.
- Weinrich, H. 1987. Zur Definition der Metonymie und zu ihrer Stellung in der rhetorischen Kunst. In: Arens, A. (Hrsg.). *Text-Etymologie. Untersuchungen zu Textkörper und Textinhalt*, 105–110. Wiesbaden: FS Heinrich Lausberg.
- Wierzbicka, A. 1972. *Semantic Primitives*. Frankfurt am Main: Athenäum.

Dessislava Stoeva-Holm
 Institutionen för moderna språk
 Uppsala universitet
 Box 636, SE-751 26 Uppsala
 dessislava.stoeva.holm@moderna.uu.se

Bisherige Publikationen zu den „Text im Kontext“-Konferenzen

- Magnus Nordén, Edgar Platen und Ingela Valfridsson (Hrsg.). 1998. *Ein- und Ausblicke. Beiträge zur 1. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, Umeå, 24.–25. April 1998*. Umeå: Institutionen för tyska, Umeå universitet. ISBN 91-7191-570-2.
- Elisabeth Wåghäll Nivre, Evald Johansson och Bärbel Westphal (red.). 2000. *Text im Kontext: Beiträge zur 2. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, Växjö, 5–6 Februar 1999*. Växjö: Växjö University Press (Acta Wexionensia). ISBN 91-7636-241-8.
- Edelgard Biedermann und Magnus Nordén (Hrsg.). 2002. *Text im Kontext 4: Beiträge zur 4. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, Stockholm 2001*. Stockholm: Germanistisches Institut, Stockholms universitet. ISBN 91-89192-09-5.
- J. Alexander Bareis und Izabela Karhiaho (Hrsg.). 2005. *Text im Kontext 6: Beiträge zur sechsten Arbeitstagung schwedischer Germanisten in Göteborg 2004*. Göteborg: Acta Universitatis Gothoburgensis. ISBN 91-7346-521-6.
- Bo Andersson, Gernot Müller und Dessislava Stoeva-Holm (Hrsg.). 2010. *Sprache – Literatur – Kultur: Text im Kontext: Beiträge zur 8. Arbeitstagung schwedischer Germanisten in Uppsala, 10.–11.10.2008*. Uppsala: Acta Universitatis Upsaliensis. ISBN 978-91-554-7837-7
- Mareike Jendis, Anita Malmqvist und Ingela Valfridsson (Hrsg.). 2011. *Text im Kontext 9. Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, 7.–8. Mai 2010, Umeå*. Umeå: Umeå Studies in Language and Literature 14. ISBN: 978-91-7459-247-4.

Zu einigen der Konferenzen ist keine Publikation erschienen.

Studier i språk och litteratur från Umeå universitet

Umeå Studies in Language and Literature

Publicerade av Institutionen för språkstudier, Umeå universitet

Published by the Department of Language Studies, Umeå University

Redaktion/Editors: Heidi Hansson, Per Ambrosiani

Distribuerade av/Distributed by: eddy.se ab

P.O. Box 1310, SE-621 24 Visby, Sweden

E-mail: order@bokorder.se

Phone: +46 498 253900

Fax: +46 498 249789

1. Elena Lindholm Narváez, *'Ese terrible espejo'. Autorrepresentación en la narrativa sobre el exilio del Cono Sur en Suecia*. Diss. 2008.
2. Julian Vasquez (ed.), *Actas del Simposio Internacional "Suecia y León de Greiff (1895–1976)"*. 2008.
3. Dorothea Liebel, *Tageslichtfreude und Buchstabenangst. Zu Harry Martinsons dichterischen Wortbildungen als Übersetzungsproblematik*. Diss. 2009.
4. Dan Olsson, *„Davon sagen die Herren kein Wort“. Zum pädagogischen, grammatischen, und dialektologischen Schaffen Max Wilhelm Götzingers (1799–1856)*. Diss. 2009.
5. Ingela Valfridsson, *Nebensätze in Büchern und Köpfen. Zur Bedeutung der Begriffsvorstellungen beim Fremdsprachenerwerb*. Diss. 2009.
6. Per Ambrosiani (ed.), *Swedish Contributions to the Fourteenth International Congress of Slavists (Ohrid, 10–16 September 2008)*. 2009.
7. Therese Örnberg Berglund, *Making Sense Digitally: Conversational Coherence in Online and Mixed-Mode Contexts*. Diss. 2009.
8. Gregor von der Heiden, *Gespräche in einer Krise. Analyse von Telefonaten mit einem RAF-Mitglied während der Okkupation der westdeutschen Botschaft in Stockholm 1975*. Diss. 2009.
9. Maria Lindgren Leavenworth, *The Second Journey: Travelling in Literary Footsteps*. 2010.
10. Niklas Torstensson, *Judging the Immigrant. Accents and Attitudes*. Diss. 2010.
11. Van Leavenworth, *The Gothic in Contemporary Interactive Fictions*. Diss. 2010.
12. Heidi Hansson, Maria Lindgren Leavenworth & Lennart Pettersson (red.), *Regionernas bilder. Estetiska uttryck från och om periferin*. 2010.

13. Anette Svensson, *A Translation of Worlds: Aspects of Cultural Translation and Australian Migration Literature*. Diss. 2010.
14. Mareike Jendis, Anita Malmqvist & Ingela Valfridsson (Hrsg.), *Text im Kontext 9. Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, 7.–8. Mai 2010, Umeå*. 2011.

Skrifter från moderna språk (2001–2006)

Publicerade av Institutionen för moderna språk, Umeå universitet
Published by the Department of Modern Languages, Umeå University

1. Mareike Jendis, *Mumins wundersame Deutschlandabenteuer. Zur Rezeption von Tove Janssons Muminbüchern*. Diss. 2001.
2. Lena Karlsson, *Multiple Affiliations: Autobiographical Narratives of Displacement by US Women*. Diss. 2001.
3. Anders Steinvall, *English Colour Terms in Context*. Diss. 2002.
4. Raoul J. Granqvist (ed.), *Sensuality and Power in Visual Culture*. 2002. NY UPPLAGA 2006.
5. Berit Åström, *The Politics of Tradition: Examining the History of the Old English Poems The Wife's Lament and Wulf and Eadwacer*. Diss. 2002.
6. José J. Gamboa, *La lengua después del exilio. Influencias suecas en retornados chilenos*. Diss. 2003.
7. Katarina Gregersdotter, *Watching Women, Falling Women: Power and Dialogue in Three Novels by Margaret Atwood*. Diss. 2003.
8. Thomas Peter, *Hans Falladas Romane in den USA*. Diss. 2003.
9. Elias Schwieler, *Mutual Implications: Otherness in Theory and John Berryman's Poetry of Loss*. Diss. 2003.
10. Mats Deutschmann, *Apologising in British English*. Diss. 2003.
11. Raija Kangassalo & Ingmarie Mellenius (red.), *Låt mig ha kvar mitt språk*. Den tredje SUKKA-rapporten. / *Antakaa minun pitää kieleni*. Kolmas SUKKA-raportti. 2003.
12. Mareike Jendis, Anita Malmqvist & Ingela Valfridsson (Hrsg.), *Norden und Süden. Festschrift für Kjell-Åke Forsgren zum 65. Geburtstag*. 2004.
13. Philip Grey, *Defining Moments: A Cultural Biography of Jane Eyre*. Diss. 2004.
14. Kirsten Krull, *Lieber Gott, mach mich fromm... Zum Wort und Konzept „fromm“ im Wandel der Zeit*. Diss. 2004.
15. Maria Helena Svensson, *Critères de figement. L'identification des expressions figées en français contemporain*. Diss. 2004.
16. Malin Isaksson, *Adolescentes abandonnées. Je narrateur adolescent dans le roman français contemporain*. Diss. 2004.

17. Carla Jonsson, *Code-Switching in Chicano Theater: Power, Identity and Style in Three Plays by Cherríe Moraga*. Diss. 2005.
18. Eva Lindgren, *Writing and Revising: Didactic and Methodological Implications of Keystroke Logging*. Diss. 2005.
19. Monika Stridfeldt, *La perception du français oral par des apprenants suédois*. Diss. 2005.
20. María Denis Esquivel Sánchez, "Yo puedo bien español". *Influencia sueca y variedades hispanas en la actitud lingüística e identificación de los hispanoamericanos en Suecia*. Diss. 2005.
21. Raoul J. Granqvist (ed.), *Michael's Eyes: The War against the Ugandan Child*. 2005.
22. Martin Shaw, *Narrating Gypsies, Telling Travellers: A Study of the Relational Self in Four Life Stories*. Diss. 2006.

Umeå Studies in Linguistics (2001–2006)

Publicerade av Institutionen för filosofi och lingvistik, Umeå universitet
 Published by the Department of Philosophy and Linguistics, Umeå University

1. Leila Kalliokoski, *Understanding Sentence Structure: Experimental Studies on Processing of Syntactic Elements in Sentences*. Diss. 2001.
2. Anna-Lena Wiklund, *The Syntax of Tenselessness: On Copying Constructions in Swedish*. Diss. 2005.
3. Fredrik Karlsson, *The Acquisition of Contrast: A Longitudinal Investigation of Initial s+Plosive Cluster Development in Swedish Children*. Diss. 2006.

PHONUM (1990–2005)

Publicerade av Institutionen för lingvistik, Umeå universitet (1990–1998)
 och
 av Institutionen för filosofi och lingvistik, Umeå universitet (1999–2005)
 Published by the Department of Linguistics, Umeå University (1990–1998)
 and
 by the Department of Philosophy and Linguistics, Umeå University (1999–2005)

1. Eva Strangert & Peter Czigler (eds.), *Papers from Fonetik -90 / The Fourth Swedish Phonetics Conference, Held in Umeå/Lövånger, May 30–31 and June 1, 1990*. 1990.
2. Eva Strangert, Mattias Heldner & Peter Czigler (eds.), *Studies Presented to Claes-Christian Elert on the Occasion of his Seventieth Birthday*. 1993.

3. Robert Bannert & Kirk Sullivan (eds.), *PHONUM* 3. 1995.
4. Robert Bannert, Mattias Heldner, Kirk Sullivan & Pär Wretling (eds.), *Proceedings from Fonetik 1997: Umeå 28–30 May 1997*. 1997.
5. Peter E. Czigler, *Timing in Swedish VC(C) Sequences*. Diss. 1998.
6. Kirk Sullivan, Fredrik Karlsson & Robert Bannert (eds.), *PHONUM* 6. 1998.
7. Robert Bannert & Peter E. Czigler (eds.), *Variations within Consonant Clusters in Standard Swedish*. 1999.
8. Mattias Heldner, *Focal Accent – f_0 Movements and Beyond*. Diss. 2001.
9. Mattias Heldner (ed.), *Proceedings from Fonetik 2003: Lövånger 2–4 June 2003*. 2003.
10. Felix Schaeffler, *Phonological Quantity in Swedish Dialects: Typological Aspects, Phonetic Variation and Diachronic Change*. Diss. 2005.